

# Die Intellektuellen

Jan Bruners

## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>2</b>
<b>2</b>	<b>Die Dreyfus-Affäre</b>	<b>3</b>
<b>3</b>	<b>Geschichte des Wortes bis 1919</b>	<b>6</b>
<b>4</b>	<b>Das nationalistisch-faschistische Schimpfwort</b>	<b>9</b>
4.1	Die Merkmale und ihre Kennwörter . . . . .	10
4.1.1	abstrakt – instinktos . . . . .	10
4.1.2	verbildet . . . . .	11
4.1.3	jüdisch . . . . .	11
4.1.4	zersetzend . . . . .	11
4.1.5	krank – wurzellos . . . . .	12
4.1.6	großstädtisch . . . . .	12
4.1.7	Die „Neinsager“ . . . . .	12
4.1.8	Eine Skala . . . . .	13
4.1.9	Der „undeutsche“ Typ . . . . .	14
<b>5</b>	<b>„Intellektueller“ bei den Marxisten</b>	<b>14</b>
5.1	Marxistische Grundströmungen . . . . .	14
5.2	Der soziologisch-schichtenanalytische Begriff . . . . .	16
5.3	Historischer Teil . . . . .	18
5.4	Das Schimpfwort . . . . .	20
5.4.1	Intellektuellentum . . . . .	20
5.4.2	Führer (Bonzen) . . . . .	21
5.4.3	Disziplinlosigkeit . . . . .	21
5.4.4	Individualismus . . . . .	22
5.4.5	Bildungs-Hochmut . . . . .	22

5.4.6	theoretisch – instinktos . . . . .	23
5.4.7	Wortswall-Phraseure . . . . .	23
5.4.8	schwankend – krank – opportunistisch . . . . .	24
5.4.9	Unglaube – Verneinen . . . . .	24
5.5	Ideologische Polysemie? . . . . .	25
<b>6</b>	<b>„Intellektueller“ bei den bürgerlich-demokratischen Humanisten</b>	<b>26</b>
6.1	Positionen – Definitionen . . . . .	27
6.1.1	Graf Hermann Keyserling . . . . .	27
6.1.2	Alfred Döblin . . . . .	28
6.1.3	Ernst Robert Curtius . . . . .	29
6.2	Der „Intellektuelle“ als Negativ-Figur . . . . .	30
6.3	Positive Versuche . . . . .	31
6.4	Summarische Auswertung . . . . .	32

## 1 Einleitung

Die Bezeichnung „Intellektueller“ ist in der politischen Auseinandersetzung seit langem als Schimpfwort gebräuchlich und hat deshalb polemischen und stark emotionsgeladenen Charakter. Oft wurde ihre Abschaffung gefordert, entweder um damit ein durch die nationalsozialistische Verwendung belastetes Wort loszuwerden (Sprachkritik) oder in dem Gefühl, mit dem Verschwinden des Wortes auch den den so bezeichneten politischen Gegner verschwinden zu lassen. Diese Anläufe haben die Gebräuchlichkeit des Wortes aber nicht beeinträchtigt, denn es leistet auch heute noch gute Dienste bei blindwütigen Attacken. Fragt man aber nach einer genauen Definition dieses Begriffs, stößt man auf eine erstaunliche Vagheit, die auch seinen Gebrauch so verwirrend macht. Wissenschaftliche Analyse als Eigenschaft steht neben der Unterscheidung zwischen Wissenschaftlern und Intellektuellen, „Wissen“ und „Vernunft“ als Wesensmerkmale neben der Beschimpfung des „Idiotismus“ der Intellektuellen. Zu den Emotionalisierungen des Wortes durch Gegner und den vergeblichen Definitionsversuchen kommt der Dauerstreit zwischen den Intellektuellen selbst.

Helmut Schelskys „Die Arbeit tun die anderen“ illustriert diese Probleme sehr gut: Zum einen polemisiert er gegen die „Priesterherrschaft“ der „Reflexionselite“ (eben der Intellektuellen), die Produktion der lebenswichtigen Güter anderen überlässt, zum anderen gesteht er ein, dass der Begriff „Intellektuelle“ nicht erkenntnisfördernd sei, sondern „eine die polemisch-politische Auseinandersetzung taktisch ausbeutende oder mindestens aufweichende Begriffsverwendung“. Es gebe aussagekräftigere Termini innerhalb der Soziologie und es lasse sich mit „Intellektuelle“ keine bestimmte soziale Gruppe oder Funktion präzise benennen. Dennoch verzichtet er nicht auf den Begriff, sondern nutzt ihn nicht nur im Titel, um die gemeinte Gruppe emotionell-polemisch zu umgreifen. Auch die engagierten Rezensionen verzichten nicht auf den „unwissenschaftlichen“ Begriff, sondern konzentrieren sich gerade auf ihn. Aber bis auf eine Ausnahme bekennen sich auch die ablehnenden Rezensenten nicht als Intellektuelle. Schelsky selbst wird dagegen wahlweise zu den Intellektuellen oder zu den „Anti-Intellektuellen“ gezählt. Nicht nur die Eigenschaften des Intellektuellen sind also strittig, sondern auch der Kreis der Intellektuellen.

Obwohl theoretisch unterschieden werden müsste zwischen den Emotionen und den Definitionen, liegen diese beiden Problemkreise gerade beim Begriff „Intellektueller“ eng beieinander, denn „ein Typus des Intellektuellen scheint sich überhaupt nur im Medium der Vorwürfe zu konturieren, die gegen ihn erhoben werden“. Das geht so weit, dass die Emotionen zu definitorischen Bestandteilen des Wortes „Intellektueller“ umschlagen. Mit dem Wort sind nämlich standardisierte Beschimpfungen verbunden, die sich als „Kennwörter“ bezeichnen lassen. Sie sind für den Intellektuellen so typisch, d.h. sie schaffen so hartnäckige Assoziationen, dass ihr Gebrauch direkt auf ihn verweist (z.B. „zersetzend“). Darüber hinaus gibt es Eigenschaften, die sich nicht in einem einzelnen Wort konzentrieren, aber dennoch dem Intellektuellen angehängt sind. Alle Konnotationen können „sozial und usuell“ oder „sozial und okkasionell“ sein. In beiden Fällen kann aber die Grenze von assoziierter Eigenschaft einer sonstwie definierten Person zu Teilstück der Definition einer Person überschritten werden. Dabei können verschiedene am Schimpfwort interessierte Gruppen jeweils

verschiedene Eigenschaften in „ihre“ Definition aufnehmen (= konnotative ideologische Polysemie) und auch das Wort auf verschiedene Personenkreise anwenden (= denotative ideologische Polysemie). Weil die einzelnen ideologischen Gruppen die Konnotationssysteme konstituieren, gliedern sie auch die Untersuchung der Geschichte des Wortes. Die stürmische Entwicklung innerhalb der Sprachwissenschaft (angeregt durch Noam Chomsky) hat sich vor allem auf die grammatischen Systeme bezogen und die „emotiven“ Bestandteile der Sprache weitgehend außer Acht gelassen. Aber gerade in der politischen Sprache sind diese Bestandteile äußerst wichtig. Bering möchte deshalb auf dem Feld der Konnotationsforschung einen praktischen Beitrag leisten, indem er die Wichtigkeit der Konnotationen an einem konkreten Beispiel zeigt. Dazu genügt ihm ein einfaches theoretisches Werkzeug, nämlich die Nachzeichnung gegnerischer Assoziationssysteme anhand von Zeitungsartikeln und ähnlich verbreiteten Belegen.

Die „Intellektuellen“ eignen sich dafür besonders für eine solche Untersuchung, weil das Wort häufig im Zentrum politischer Auseinandersetzungen stand und weil zudem seine emotiven Bedeutungselemente zu definitiven Bestandteilen aufrücken können. Hinzu kommt, dass die ideologische Polysemie des Wortes nicht gegen eine präzise Definition gestützt werden kann (wie bei dem ebenfalls ideologisch polysemen Wort „Demokratie“). Der Vagheit sind kaum Grenzen gesetzt, es dominieren die Konnotationen. Im Extremfall ist der „Intellektuelle“ dann bloßes Konstrukt einer Ideologie. Methoden wie das semantische Differential, die den semantischen Inhalt von Wörtern durch sehr allgemeine Assoziationen („klein – groß“) vergleichbar machen, eliminieren dagegen die wortspezifischen Assoziationen („Kapitalist“ – „ausbeuten“), auf die es in der politischen Kampfsprache ankommt. Darüber hinaus sind psycholinguistische Tests, die ja auf dem augenblicklichen Sprachbewusstsein basieren, nicht unbedingt erhellend für die gegensätzlichen Konnotationssysteme in historischen Situationen. Deshalb geht Bering im vorliegenden Buch historisch vor, d.h. er zeichnet die Verwendung des Wortes „Intellektueller“ durch verschiedene ideologische Gruppen nach.

## 2 Die Dreyfus-Affäre

Nun kann man auf die Beschimpfung „Intellektueller“ reagieren, indem man dem Angreifer die Waffe aus der Hand schlägt, das Wort mit positiven Eigenschaften fest verknüpft und dadurch „erobert“. Ein Schulbeispiel dieser Art ist die Dreyfus-Affäre in Frankreich. Nachdem im September 1894 ein fingierter Spionagebrief im Generalstab der französischen Armee aufgetaucht war, machte die antisemitische Presse den jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus verantwortlich. Im Dezember 1894 wurde Dreyfus vors Kriegsgericht gestellt und in einem skandalösen Prozess wegen Hochverrats zu lebenslanger Verbannung verurteilt. Zwei Jahre später wurde das Original des belastenden Briefes veröffentlicht, und ein Bankier erkannte die Schrift des Majors Esterhazy. Obwohl damit die Unschuld Dreyfus' feststand, wehrten sich die Armeeführung und die nationalistische Presse gegen eine Revision des Prozesses. Den Höhepunkt des Kampfes bildete die Veröffentlichung eines Offenen Briefes von Emile Zola am 13. Januar 1898 in Georges Clemenceaus Zeitung „L'Aurore“,

in dem er verdächtige Offiziere, die Armeeführung, das Kriegsministerium und das Kriegsgericht anklagte („J'accuse“). Darauf reagierten die Nationalisten und Antisemiten mit wütenden Demonstrationen, Zola wurde wegen Beleidigung des Kriegsgerichts der Prozess gemacht. Aber er blieb nicht allein: Einen Tag nach seinem „J'accuse“ wurde in der „Aurore“ ein Manifest des Protestes gegen den Prozess von 1894 veröffentlicht. Von nun an publizierten die dreyfus-freundlichen Zeitungen jeden Tag lange Listen mit neuen Unterschriften, wobei die Vertreter der akademischen Berufe, Künstler und Publizisten dominierten. Allerdings unterschrieben auch Leute aus ganz anderen Berufs- und Bevölkerungsschichten.

Zu diesem Zeitpunkt war das Wort „Intellektueller“ noch kaum bekannt, jedenfalls nicht in der politischen Sprache. Die Wortschöpfung wurde George Clemenceau zugeschrieben. Maurice Barrès, ein Schriftsteller der faschistischen „Action française“ höhnte, mit der Bezeichnung „Protest der Intellektuellen“ schreibe man das Adressbuch der Elite, da wolle natürlich jeder dazugehören. Allerdings tauchte das Wort in der „Aurore“ vom 14. Januar überhaupt nicht auf. Zum ersten Mal liest man es am 19. Januar in der Zeitung „Le Droit de L'Homme“, zwei Tage später übernimmt es das Antisemitenorgan „La Libre Parole“. Es ist nicht einmal sicher, ob die Republikaner oder ihre Gegner das Schlagwort aufbrachten. Gerade diese Unsicherheit und die Neuheit des Wortes mussten ideologischer Polysemie Vorschub leisten.

Die Gegner der Revision prägten das Schimpfwort. Maurice Barrès definierte:

„Der Intellektuelle ist ein Individuum, das davon überzeugt ist, dass die Gesellschaft sich auf Logik gründen muss. Er verkennt, dass sie in Wirklichkeit auf früheren und vielleicht dem individuellen Verstand fremden Notwendigkeiten beruht.“

Damit markiert er den Gegenpol zu seinem eigenen Denken, das im Nationalismus und dieser wiederum in der Idee der „Rasse“ wurzelt. Der Personenkreis der „Intellektuellen“ wird dabei ausdrücklich nicht auf Künstler und Wissenschaftler beschränkt, was angesichts der Unterzeichner des Manifests wichtig ist. Barrès verbindet nun eine Reihe von Konnotationen mit dem Begriff:

- Der Intellektuelle ist abstrakt und instinktlos. Die an den Universitäten gelehrt kantische Philosophie verstellt ihm den Blick für die Realität. Während er alles nach einer abstrakten Idee beurteilt, nehmen die Nationalisten Frankreich, in dessen Boden sie verwurzelt seien, als Maßstab und vertrauen auf ihre heimatlichen Instinkte.
- Weiterhin ist der Intellektuelle antinational, weil er es für richtig hält, das national Unbewusste zu verachten. Die Furcht vor der „zersetzenden“ Wirkung der Intellektuellen und zog sich durch die gesamte rechte Presse, zumal Zolas Vater Italiener war.
- Die in der Diaspora lebenden Juden sind die Intellektuellen par excellence, da sie, als wurzelloses Volk, die heimatliche Erde durch die Idee eines Vaterlandes ersetzen wollen. An dem neuen Wort haftete deshalb auch die Bedeutungsnuance „jüdisch“.

- Durch ihre Entwurzelung, den fehlenden Kontakt mit den Instinkten, werden die Intellektuellen dekadent, blind für die Notwendigkeiten und nur auf sich selbst bezogen.
- Schließlich haben die Intellektuellen überhaupt kein Recht, sich in die Belange eines Krieges einzumischen: Dazu sind sie inkompetent.

Gegen diesen letzten Vorwurf verteidigten sich die Dreyfusards mit einer Selbstbezeichnung, die gleichzeitig auf den ersten Vorwurf zielte: die „Instinktiven“. Gleichwohl gaben sie auch das zentrale Wort nicht auf. Anatole France definierte Intellektuelle als Menschen, die mittels ihrer Intelligenz in Angelegenheiten der allgemeinen Ordnung und des öffentlichen Interesses das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Obwohl dazu Wissenschaftler auf Grund ihrer Ausbildung besser geeignet seien, beschränkt sich die Definition nicht auf bestimmte Berufsgruppen. Zur Dreyfus-Partei hatte jeder Zutritt, der sich im Namen der Wahrheit um die allgemeine Ordnung kümmerte. Ihre Mitglieder nahmen folgende Konnotationen für die (Selbst-)Bezeichnung „Intellektuelle“ in Anspruch:

- Intellektuelle sind demokratisch gesinnt. In der Dreyfus-Affäre kämpften sie für das republikanisch-demokratische Ideal des Rechtsstaates und gegen die autoritäre Konzeption der nationalistischen Revisionsgegner.
- Neben dem äußeren Orientierungspunkt des rechtsstaatlich-demokratischen Ideals beriefen sich die Intellektuellen immer wieder auf ihr Gewissen, das sie zum Protest geradezu zwingt. Zola bezeichnet in der Sammlung seiner Flugschriften die Intellektuellen einfach als „Menschen von Gewissen“.
- In der republikanischen Presse wird betont, dass sich viele Unterzeichner des Manifests (Schriftsteller, Maler, Gelehrte und Lehrer) vor der Dreyfus-Affäre der Politik gegenüber gleichgültig verhalten haben. Deshalb wird die Politisierung der Intellektuellen, der Ausbruch aus dem begrenzten Rahmen ihres spezifischer Berufs in den Raum allgemeiner Politik, besonders hervorgehoben.
- Wissenschaftler und Künstler bestimmten das Bild der Protestierenden nach Bedeutung und Zahl. Wissenschaftliche Betrachtungsweise, die kritische Analyse von Problemen, wurde deshalb zum Wesenszug der Intellektuellen erklärt. Es ging dabei nicht primär um „geistige Berufe“, sondern um die Verpflichtung auf einen bestimmten Geist: den Glauben an die wissenschaftliche Wahrheitsfindung und Kritikmöglichkeit. Damit konnten auch Köche und Mechaniker neben Geistesgrößen der Pariser Hochschulen auf der Liste der „Intellektuellen“ stehen.
- Obwohl gerade die akademische Jugend nahezu geschlossen auf der Seite der Nationalisten stand, verband sich mit dem Wort „intellectuel“ bald eine besondere Note der Jugendlichkeit.

Neben diesen beiden polemischen Verwendungen gab es noch eine dritte Verwendung, die sich auf die wörtliche, von „l'intellect“ abgeleitete Bedeutung stützte. Edouard Drumont, der Herausgeber der rechten „La Libre Parole“ definierte den Intellektuellen in dieser Version als jemanden, der „eine

richtige und tiefe Vorstellung von der Welt [. . .], eine höhere Auffassung der sozialen Ordnung“ hat. In diesem „wahren Sinn des Wortes“ sei er selbst ein Intellektueller. Auch Barrès verwendet das Wort an einigen Stellen in Bezug auf alle, deren Tätigkeit vom „intellect“ geprägt ist. Auf dieser Wortbedeutung basieren offenbar auch die Beschimpfungen „Halb-Intellektuelle“, „Pseudo-Intellektuelle“ und „Möchtegern-Intellektuelle“. Wenn er die weitere Verwendung kennzeichnen will, benutzt er positivierende Adjektive („die guten/eigentlichen/wahren Intellektuellen“). „Neuer“ und abgeleiteter „wörtlicher“ Wortsinn stehen sich also auf der Seite der nationalistischen Partei gegenüber. Auf der anderen Seite konnte dieser doppelte Ansatz nicht zum Zuge kommen, weil nach ihrer Definition ja jeder, der den „intellect“ zur Maxime seines Handelns machte, auf ihrer Seite stehen musste. Für Intellektuelle, die nicht protestierten, blieb da kein Platz.

Nur ironisch wurde Barrès von republikanischer Seite als „wahrer“ und „einziger“ Intellektueller bezeichnet. Auf verschiedenen Ebenen lagen damit konnotative als auch denotative ideologische Polysemie vor. Auf der Ebene des Schimpfwortes wurden den Intellektuellen im engeren (neuen) Sinn unterschiedliche Eigenschaften zugeschrieben. Die Dreyfusards nahmen die Beschimpfung „Intellektueller“ auf und verwandelten sie in ein Wort des Ruhmes. Auf der Ebene der abgeleiteten „wörtlichen“ Bedeutung wiesen sie den Anspruch ihrer Gegner, selbst Intellektuelle im wörtlichen Sinn zu sein, entschieden zurück. Statt auf Flucht setzten die Republikaner im Wortkampf auf das stolze Selbstbekenntnis als „Intellektuelle“. Diese energische Verteidigung führte zum Sieg der Revisionisten, Dreyfus wurde rehabilitiert. Die entschieden positive Füllung des neuen Begriffs wirkte gemeinsam mit dem Schimpfwort und der „wörtlichen“ Bedeutung fort, so dass sogar die französischen Faschisten 1935 ein „Manifest der französischen Intellektuellen“ veröffentlichten.

### 3 Die Geschichte des Wortes bis zum Beginn der Weimarer Republik

Die Entwicklung in Deutschland verlief anders. Hier fehlte eine Affäre, die einen republikanischen Läuterungsprozess auslöste und für die Durchsetzung der demokratischen Ideale sorgte. Das Einzige, was die Berichterstattung über die Dreyfus-Affäre nach Deutschland kam, war der politische Begriff „Intellektueller“. Die Ableitung vom schon länger gebräuchlichen Adjektiv „intellektuell“ war auch davor schon genutzt worden, drang aber kaum ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. In der deutschen Presse bildeten sich während der Affäre wie in Frankreich zwei Parteien, die für oder gegen den jüdischen Hauptmann Stellung nahmen. In den Artikeln wurde das Wort „Intellektueller“ allerdings so zögernd und selten gebraucht, dass sich eine zweigleisige Verwendung nicht einmal in Ansätzen zeigte.

Allgemein bekannt wurde es erst durch den Dresdner Parteitag der SPD 1903. Dort wurde über die „Akademikerfrage“ – das Problem der bürgerlichen Intelligenz in einer proletarisch-revolutionären Partei – gestritten. Ein Delegierter monierte, es gebe Akademikerin der Partei, die „uns fortwährend Knüppel zwischen die Beine [. . .] werfen und den Kommandeur [. . .] spielen“. Den Höhepunkt dieser Debatte bildete eine Rede des Parteivorsitzenden August Bebel, der grundsätzlich forderte: „sehr Euch jeden Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker oder ein Intellektueller, dann

seht ihn Euch doppelt und dreifach an“. Das Wort „Intellektueller“ fiel in dieser Rede zum ersten Mal in der ganzen Debatte, und in der Berichterstattung über den Parteitag war von „sogenannten Intellektuellen“ die Rede – offenbar als Hilfestellung für die Leser, um auf das ungewöhnliche Wort aufmerksam zu machen. Obwohl Bebel die Begriffe „Akademiker“ und „Intellektueller“ zu unterscheiden scheint, wird aus dem Fortgang der Rede klar, dass er sich damit auf dieselben Personen bezieht, auf wissenschaftlich gebildete Menschen. Neben seinem Misstrauen gegenüber „Intellektuellen“ betonte er auch die soziale Distanz zu den Arbeitermassen. Dies war natürlich kein guter Start für eine positive Entwicklung des Wortes.

Die spezifisch negative Ausformung verdankte es allerdings direkt dem Ersten Weltkrieg. Im Sommer 1914 musste die Redaktion der „Zeitschrift des Allgemeinen Sprachvereins“ erstmals eine Anfrage zu „Intellektueller“ beantworten. Sie schrieb, der Ausdruck werde „für die Vertreter der gelehrten oder wissenschaftlichen Berufe“ gebraucht und stelle keine Beleidigung der anderen Stände dar. 1916 monierte ein offenbar selbst wissenschaftlich gebildeter Leser den Fremdwortgebrauch überheblicher „Intellektueller“, zu denen er sich natürlich nicht zählte. Die Redaktion unterstützte diese pejorative Verwendung des Wortes, indem sie unter das Pamphlet ein Beispiel fremdwortüberladenen Jargons setzte. 1918 schließlich wurde das Wort „die Intellektuaille“ zitiert, das offensichtlich nicht mehr neutral auf „wissenschaftlich Gebildete“ zielte. Das Schimpfwort zieht stattdessen eine Grenze zwischen dem vaterländischen Geist und seinen „intellektuellen“ Widersachern.

Allerdings hatte es in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch zwei positive Deutungsversuche gegeben. Im Frühjahr 1910 verfasste der österreichische Hauptmann Viktor Hueber eine erfolgreiche Schrift mit dem Titel „Die Organisation der Intelligenz“, die das Gefühl äußerster Bedrohung durch den Imperialismus artikulierte und einen Zusammenschluss der „Intelligenz“ zur Ordnung des Chaos forderte. Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Intelligenz sei nicht etwa akademische Bildung, sondern ein allgemeiner Horizont, also das verstandes- und gefühlsmäßige Erfassen des Gesamtzusammenhangs. Daneben verwendet Hueber „Intelligenz“ auch im alten Sinn, als Synonym für die „Gebildeten“. Während Hueber „Intellektuelle“ nur einmal verwendet, taucht das Wort als Synonym für „Intelligenz“ im neuen Sinn in einer Rezension des „Prager Tageblattes“ auf.

Bei den Expressionisten, die während des Ersten Weltkrieges ein ähnliches Ziel wie Hueber verfolgten, standen allerdings weder „Intelligenz“ noch „Intellektueller“ im Vordergrund. Unter dem Stichwort „Aktivismus“ wollten sie von der bloßen Dichtung zur Tat kommen. Die von Kurt Hiller herausgegebenen „Ziel-Jahrbücher“ nannten das Programm: „Aufrufe zu tätigem Geist“, wobei „Geist [...] der Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit (des physischen und des metaphysischen“ ist. Diese Definition und der irrationale Zug der expressionistischen Epoche verboten eine Ableitung der Selbstbezeichnung vom Intellekt. Man nannte sich deshalb die „Geistigen“. Der neue Geist sollte den alten Intellektualismus ablösen, denn: „Deutsche Intellektualität, sehr innerlich, strebt zu Begriffsgefilten fernab von der Welt“. Die Geistigen fühlten sich dagegen nach Kurt Hiller verantwortlich und waren von der Idee, die Welt zu verbessern, besessen. Negativen Realitäten sollte die geistgesteuerte Tat entgegengesetzt werden. Als verachtenswerter

Widerpart des Geistigen galt der „Intellektuelle“. Ihm fehle, wie Hans Blüher 1916 schrieb, das wesenseigene Merkmal des Geistigen, der Wille zum Eingreifen. Er bleibt immer der „bloß formulierend Danebenstehende“. Ihm fehle die Bindung an Normen wie auch die Bindung zur Tat. Zu den Intellektuellen rechnete Kurt Hiller die primär geistigen Berufe, die Kopfarbeiter, von denen nur ein kleinerer Teil zu „Geistigen“ berufen sei. Wie Hueber setzte er einem weiteren Begriff einen neuen, engeren entgegen („Intelligenz“ gegen „Intelligenz“, „Intellektuelle“ gegen „Geistige“). Die Durchsetzung des positiven Fahnenwortes „Geistige“ scheiterte vor allem an der esoterischen Verstiegtheit der führenden Aktivisten.

Die Umsetzung der Politisierung durch den Ersten Weltkrieg mit der Bildung von „Geistigenräten“ im November 1918 war ebenfalls erfolglos, weil die in Gruppenkämpfen befangenen „Geistigen“ keine geschlossene Front aufbauen konnten, zumal die Masse der „deutschen“ Intelligenz auf der Gegenseite stand. Schon zu Beginn des Krieges hatten sich 93 „Intellektuelle“ vorbehaltlos für die deutsche Sache ausgesprochen, und während des Krieges fühlten sich viele führende Köpfe gedrängt, ihr Vaterland in Schutz zu nehmen. Wie oben erwähnt, beschimpften diese Nationalisten ihre Widersacher – zu denen auch die Aktivisten gehörten – als „Intellektuelle“. Während sich also die Aktivisten von den bloß denkenden oder ohne Normorientierung handelnden „Intellektuellen“ absetzen wollten, wurden sie von der vaterländischen Gruppe ausgerechnet als „Intellektuelle“ verhöhnt. Aber nicht nur zwischen den beiden Lagern wurde der Begriff unterschiedlich verwendet, auch bei den Gruppenkämpfen der Kriegsgegner spielte er eine wichtige Rolle: Die „bürgerlichen“ Aktivisten wurden immer wieder als „Intellektuelle“ beschimpft, und auch die Auseinandersetzungen zwischen linken Gruppen wurden mit dem Schimpfwort bestritten.

Neben der Verwendung in der unmittelbaren politischen Auseinandersetzung trugen 1918 auch Thomas Mann und Oswald Spengler zur negativen Aufladung des Schimpfwortes bei. Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ setzten Deutschland als letztem Vertreter der „Kultur“ die „Weltentente der Zivilisation“ entgegen. Es gehe um die „Politisierung, Literarisierung, Intellektualisierung, Radikalisierung Deutschlands [. . .] es gilt seine Entdeutschung“. Exponent der das innerliche, poetische Deutschtum bekämpfenden Zivilisation sei der „Zivilisationsliterat“, der „französische“, „kritizistische“ „Intellektuelle“. Obwohl eine europäische Erscheinung, zielen die vehementesten Schmähungen auf Gruppen in Deutschland, die Aktivisten und Pazifisten, deren „Kulturverrat“ Mann geißelt. Oswald Spengler hat in seinem „Untergang des Abendlandes“ die Kultur-Zivilisations-Antithese zu einer umfassenden Geschichtsphilosophie ausgebaut: Der „Kultur“, dem Leben, dem „Land“ folgt mit der „Zivilisation“ der Tod, „die steinerne, versteinende Weltstadt“; bäuerliche Klugheit steht gegen weltstädtische, wurzellose Intelligenz. Bei Spengler finden sich bereits zentrale konnotative Merkmale, mit denen der Nationalsozialismus später den „Intellektuellen“ denunzierte. Der enorme Erfolg des Buches führte zu einer festen Verbindung von „Intelligenz“ und „großstädtisch“, so dass einer späteren Übertragung des Merkmals auf „Intellektuelle“ nichts im Wege stand.

#### 4 Das nationalistisch-faschistische Schimpfwort „Intellektueller“

Die Weimarer Republik war geistig so vielfältig, dass keine Überzeugungen blieben, die allen gemeinsam und damit dem Staat ein sicheres Fundament gewesen wären. Sie ging unter dem Ansturm der rechten und linken Radikalen zu Grunde. Diese geschichtliche Tatsache legt eine Dreiteilung der Untersuchung des Wortgebrauchs von „Intellektueller“ nahe: Einer Betrachtung des nationalistisch-faschistischen Wortgebrauchs muss der marxistische gegenüber gestellt werden, und mit beiden muss die Interpretation der demokratischen Mitte verglichen werden.

Bering beginnt mit dem Intellektuellenbegriff der „Rechten“, wobei er die beiden gegensätzlichsten Strömungen für die Darstellung auswählt: Die „Konservative Revolution“, der es um eine geistige Erneuerung ging, und dem rein machtorientierten Nationalsozialismus. Die Äußerungen der konservativen Revolutionäre verrieten einen Mangel an präzisiertem, nüchternem Denken, dennoch sind sie ein ernstzunehmendes Bekenntnis. Die Nationalsozialisten übernahmen dagegen lediglich Gedanken der „Konservativen Revolution“ als Schlagwörter und verarbeiteten sie in ihrem vagen Ideenbrei, in dem jeder nationale Mann seine „Ideen“ wiederfinden zu können glaubte. Als Quelle bietet sich für die „Konservative Revolution“ die auflagenstarke Zeitschrift „Die Tat“ an, für den Nationalsozialismus neben Hitlers und Goebbels' Reden natürlich der „Völkische Beobachter“ und „Der Angriff“. Ein einender Grundsatz der Rechten während der Weimarer Republik war der Anti-Intellektualismus. Dass in der Welt und im Staat nicht der Ratio die Herrschaft gebühre, war die Überzeugung aller, wobei „Die Tat“ den irrationalen Denkansatz auf so hohem Niveau verfocht, dass er auch für Gebildete akzeptabel schien.

Nach präzisen Definitionen des „Intellektuellen“ sucht man deshalb vergeblich, denn es geht ja um Propaganda. Die Beschreibungsversuche sind entweder kurz („Schicht der Überklugen“) oder weitschweifig-nebulos: Der intellektuelle Verstand sei „ewig klügelnd, ewig forschend, aber auch ewig unsicher, ewig schwankend, beweglich, nie fest“. Dagegen haben die Männer der „Tat“ versucht, „die Intelligenz“ als positiven Gegenbegriff zu definieren, denn von der Intelligenz erhofften sie – anders als die Nationalsozialisten – Rettung aus schwerer nationaler Bedrängnis. Dabei griff der Chefredakteur Hans Zehrer 1930 auf die Vorstellungen Viktor Huebers zurück: Die Intelligenz sei eine Schicht, die „den Rahmen dieser Zeit in einem größeren geistigen Zusammenhang überschaut [...] Diese Schicht gewährleistet gewissermaßen die Selbstkorrektur des Zeitgeistes“. Mit „Intellektueller“ arbeitete man dagegen, wenn die bezeichneten Personen mit linken Gruppen in Verbindung gebracht werden sollten. Diese Unterscheidung zwischen positiv konnotierter „Intelligenz“ und negativ konnotiertem „Intellektueller“ begann schon 1912 und hatte sich bis zum Ende der Weimarer Republik eingeschlichen. Ihrer radikalen Tendenz entsprechend, zogen die Nationalsozialisten beide Begriffe ins Negative, wobei „Intelligenz“ durch bestimmte Zusatzformeln ins Positive gekehrt werden konnte.

#### 4.1 Die Merkmale und ihre Kennwörter

##### 4.1.1 abstrakt – instinktlos

Der Anti-Intellektualismus der „rechten“ Ideologie lässt sich in einem Satz Joseph Goebbels' zusammenfassen: „Das Wunder eines Volkes liegt nie im Hirn, immer im Blut.“ Gegner dieses Grundsatzes, die für den Primat des Verstandes kämpften, bezeichnete er als „Todfeinde“ des Nationalsozialismus, deren Denken als „abstrakt“ und „theoretisch“ beschrieben wird. Aus nationalsozialistischer Sicht ergibt sich daraus eine wichtige Konsequenz: Auf dem Gebiet der Kunst, wo der Verstand am wenigsten ausrichten kann, muss „der Intellektuelle“ versagen, denn abstraktes und kreatives Denken schließen einander aus.

Viel schwerwiegender als dieser Mangel ist aber ein Unvermögen, dass sich aus der Analyse des positiven Gegentyps zum Intellektuellen ableitet. Alles, was diesem rühmend zugesprochen wird, erscheint beim „Intellektuellen“ als ebenso standardisierter Mangel. Im Zentrum dieses Gegentyps steht der „Instinkt“ als die dem „Intellekt“ entgegengesetzte positive Eigenschaft, die die „Tat“ schon 1918/19 einen „Wertmesser der Kultur“ nannte. Folglich sind Intellektuelle „in ihrem Instinktleben verkümmerte Gelehrte und Literaten“. Für die Nationalsozialisten ist der Instinktverlust der Intellektuellen gängiges Schema, das sich entfalten lässt in einen Mangel an „Kraft“, „Mut“, „Glaubensfähigkeit“, „Vertrauen“, „Herz“.

Als Kennwörter taugen alle diese Ausdrücke nicht, weil sie entweder nicht oft genug erscheinen oder zu allgemein sind. Instinkt bzw. Instinklosigkeit wäre ein Kandidat, aber der Gegensatz von Intellekt und Instinkt wird nicht konsequent durchgehalten (auch Juden wird ein Instinkt zugesprochen). Dagegen wurde immer wieder der Gegensatz des Verstandes zum Charakter betont. Im Charakter fallen alle positiven Eigenschaften des Instinkts (Tat- und Glaubenskraft, Mut, Treue usw.) zusammen. Goebbels, auf diesen Gegensatz geradezu fixiert, schrieb in seinem Roman „Michael“: „Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters“. Der Nationalsozialismus konnte sich natürlich nicht auf ein Zuordnungsschema einlassen, das nur seinen Gegnern Intelligenz und Kenntnisse zubilligte. Als neuer positiver Terminus für die „guten“ Verstandeskkräfte wurde deshalb der „gesunde Menschenverstand“ eingeführt, der seinerseits auf dem rassistischen Instinkt beruht. Für die typen-konstituierenden Eigenschaft „abstrakt/theoretisch“ wurden weitere Kennwörter benutzt, bei denen die äußerst negative Bewertung die objektive Benennung vollkommen überdeckte: kalt und blutleer. Diese biologischen Metaphern haben gegenüber „abstrakt/theoretisch“ den unschätzbaren Vorteil, dass sie sich mit anderen Ausdrücken („tot“, „steril“, „unfruchtbar“) zu stringenten Systemen zusammenfassen lassen und auf den lebendigen, den organisch fühlenden Menschen als Gegentyp zum Intellektuellen verweisen.

#### 4.1.2 verbildet

„Der Intellektuelle“ ist das Produkt falscher Erziehung, er ist „verbildet“. „Die Tat“ bezeichnete schon 1909 die gesamte Bildung als zu „intellektuell und theoretisch“ kritisiert, und Hitlers Hass auf bildungsbürgerlich erzogene Menschen ist bekannt: Die Ausrichtung der Bildung auf den Intellekt habe die Widerstandsfähigkeit der Deutschen gegen die jüdische Zersetzung beeinträchtigt und die bürgerliche Intelligenz sei damit schuld an der Katastrophe des Weltkriegs. Der Nationalsozialismus trat als Retter auf, weil er „an die Stelle der intellektuell Verbildeten das Ideal der geistig aktiven, dem Volke gegenüber verantwortlichen Führerpersönlichkeit“ gesetzt habe. Das faschistische Bildungsideal war dementsprechend eine „Gegen-Intellektuellen-Pädagogik“.

#### 4.1.3 jüdisch

„Der Intellektuelle“ ist ein „jüdischer Typ“ Das charakteristische Merkmal „jüdisch“ hat den Weg genommen von einer reinen Personenbeschreibung, die „Intellektuelle“ „jüdisch“ nennt, weil sie Juden sind, über die stereotype Verknüpfung der beiden Fakten, die wegen ihrer hartnäckigen Wiederkehr eine emotionelle Annäherung der beiden Wörter erzwingt, bis zum Endpunkt, an dem ihre Identität keinem Zweifel mehr zu unterliegen scheint. Hier ist „jüdisch“ dann nahezu definitorischer Bestandteil, auf alle Fälle aber ein Kennwort. Eugen Diederichs lässt 1918 in der „Tat“ noch keinen Zweifel daran, dass „Intellektualismus“ und „Judentum“ zwei verschiedene Dinge sein können. Die Nationalsozialisten dagegen treibt die Entwicklung Richtung Gleichsetzung voran, bis die logische Möglichkeit, „Intellektuelle“ und „Juden“ auseinander zu halten, psychologisch kaum noch realisiert wurde. Immer wieder war von „jüdischen Intellektuellen“, „jüdisch-intellektuellen Anstiftern“ und dem Juden als „Prototypen“ des „intellektuellen Hetzers“ die Rede. Als weiteres Merkmal wird meist „marxistisch“ hinzugefügt, um die These von der Identität des Judentums und des Bolschewismus zu stützen. Folglich bringt nicht allein falsche Erziehung den „Intellektuellen“ hervor. Er entsteht auch durch „Ansteckung“, indem der Prototyp, der Jude, den Gesunden „infiziert“.

#### 4.1.4 zersetzend

Diese Krankheitsmetaphorik leitet über zum nächsten Kennwort. Jede nationalsozialistische Zeitkritik malte das Bild organisch-biologischen Untergangs und denunziert die Juden als eigentliche „Erreger“, als „Bazillen“ der „Weltseuche“. Die Vorstellung des Judentums als einer „infektiösen Erscheinung“ wurde vom Vorbild aufs Abbild, auf den „Intellektuellen“ übertragen. Als Kennwort ist immer wieder „zersetzend“ verwendet worden: „asiatischer Zersetzungs-Import“, „zersetzen“ als einzige Fähigkeit von „Literaten-Klüngeln“, das „zersetzende geistige Gift“ in den „revolutionären intellektuellen Kreisen“. Auch dieses Wort fügt sich nahtlos zu den anderen emotiven Bedeutungselementen des faschistischen Intellektuellenbegriffs: Der „blutleere Intellekt“ deutet auf einen organischen Defekt und schafft damit den Anschluss an die Rasse, deren Wesen die Krankheit ist. Ihre „Bazillen“ machen auch den Gesunden durch „Zersetzung“ zum „Intellektuellen“. Um das System

zu schließen müssen jetzt nur noch die Intellektuellen in die Sphäre der Krankheit gedrängt werden, die durch Erziehung entstanden sind. Das leistet die Metapher „überzüchtet“, die Erziehung und Krankheit in eins fasst.

#### 4.1.5 krank – wurzellos

Natürlich ist auch das Produkt der „Zersetzung“, die „Krankheit“, ein ständiger Trabant des „Intellektuellen“, dem der „gesunde Menschenverstand“ fehlt. „Gehirnerweichung“, „Gehirnsklerose“ wird ihm nachgesagt, er sei „degeneriert“ und „angekränkt“. Das Kennwort für die angekränkelte Dekadenz des „Intellektuellen“ ist „wurzellos“. „Losgelöst von Blut und Boden“, ohne „organischen“ Kontakt zu seinen eigenen Produkten kann er natürlich nicht gesund sein. Diese Metapher weist neben ihrer Funktion im biologistischen Konnotationssystem auch auf den Lebensraum des „Intellektuellen“ hin. Denn wer könnte im Asphalt der Großstadt „Wurzeln“ schlagen?

#### 4.1.6 großstädtisch

Die Verklammerung von städtischem Milieu und Intelligenz geht auf Spenglers „Untergang des Abendlandes“ zurück (s.o.). Obwohl die Nationalsozialisten seinen Pessimismus ablehnten, übernahmen sie seine Analyse. Auch die Männer der „Konservative Revolution“ bezogen sich auf das Beieinander von „Intellektueller“, „Großstadt“ und „Jude“. Goebbels wies den „Intellektuellen“ noch einen besonderen Ort innerhalb der Großstadt zu, die „Luxusstraßen“ und noch genauer: das Café. Natürlich galt diese Einengung nicht mehr für jeden Intellektuellen, aber sie war doch eingängig genug, um häufig wiederholt zu werden.

#### 4.1.7 Die „Neinsager“ oder die Entstehung eines Kennworts

Neben diesen „dauerhaften“ Eigenschaften des „Intellektuellen“ gibt es auch ein Kennwort, das sich erst in einer bestimmten historischen Situation entwickelte. Von diesem hebt sich die korrespondierende Eigenschaft ab, die nicht erst zu einem bestimmten Zeitpunkt hervortrat: der verderbliche Hang des „Intellektuellen“ zur (zersetzenden) „Kritik“. Lange Zeit gab es kein zentrales Wort für diesen Charakterzug. Seine dominante Position dankte das Kennwort „Neinsager“ der politischen Krise 1938/39, in der die nationalsozialistische Führung auf Kritik besonders empfindlich reagierte. Tatsächlich konzentrierten sich Hitlers und Goebbels' Anti-Intellektuellen-Reden auf diese Jahre und später auf die Jahre der Kriegsentscheidung in Rußland. Das Schimpfwort wurde deshalb durch ein Kennwort ergänzt, das die Sinnlosigkeit und Unmöglichkeit jeder Auseinandersetzung festschrieb: Die „intellektuellen Nörgler“ sagen „überhaupt und immer Nein, und zwar aus Grundsatz“, sind „ewige“, „berufsmäßige“, „gewerbsmäßige Neinsager“. Der Intellektuelle wurde damit als Typ definiert, dessen Wesen nichts anderes hergibt als Negation. Die Verbindung des „Intellektuellen“ mit

„Neinsager“ wurde durch die obstinate Wiederholung gefestigt, womit sich jeder Zwang zur Detaildiskussion erübrigte. Vor der gezielten Überflutung Deutschlands mit dem Kennwort zwischen dem Herbst 1938 und dem Frühjahr 1939 findet es sich nur in einem einzigen Fall. Erst die Krise, in der das große Ja gefordert wurde, schuf ein Relief, das das Nein als radikales Gegenstück un den Vordergrund trieb.

#### 4.1.8 Eine Skala: Von der „Intellektbestie“ zum „geistigen Deutschland“

Das Wort „Intellektueller“ steht natürlich in einem Feld ähnlicher Bezeichnungen. In den vorangehenden Kapiteln ließen sich die einschlägigen Wörter ohne Schwierigkeit trennen, und erst der rigorose Anti-Intellektualismus drängt „Intellektualist“, „Intelligenzler“, „Intellektueller“ und „Intelligenz“ in dieselbe (negative) Richtung. Andererseits fehlt innerhalb dieser negativen Sphäre nicht jede Differenzierung: Für die konservativen Revolutionäre stand „Intelligenz“ auf der positiven Seite, obwohl der Unterschied zum „Intellektuellen“ nicht so fundamental war, dass nicht von einer „jüdischen Intelligenz“ gesprochen wurde. Für die Vielfalt der Bezeichnungen negativer „Geistigkeit“ müsste sich eine gleitende Skala entwickeln lassen, die sich vom extrem negativen Pol bis zu einem positiven spannt. Das negative Extrem lautet „Intellektbestie“. Obwohl dieser Ausdruck mit Sicherheit ein agitatorischer Volltreffer war, wurde es relativ selten verwendet; denn es eignete sich eher für die Apostrophierung einer Person, die man lächerlich machen wollte, als für den verbissenen Kampf gegen eine ganze Gruppe. Dagegen betont der Nachfolger auf der Skala, „Intellektuaille“, das Kollektive und macht eher verächtlich als lächerlich. Der dritte Punkt auf der Skala lautet „Intelligenzler“. Dieses ebenfalls eindeutig negativ konnotierte Wort mit ironisch-abschätziger Tendenz wird allerdings selten verwendet. Neben dem „Intelligenzler“ steht der „Intellektualist“, ohne jede ridiculisierende Tendenz. Das Wort „Intellektueller“ selbst markiert innerhalb der Skala eine Grenze. Es leitete zum einen die Begriffe ein, die sehr häufig gebraucht werden und konnte zum anderen – trotz seiner hinreichend ausgewiesenen negativen Prägung – auch annähernd neutrale Bedeutung erhalten. Solche Belege stehen im Zusammenhang mit dem Bemühen, den Nationalsozialismus nach der Machtübernahme als große Sammlungsbewegung erscheinen zu lassen und niemanden gleich vor den Kopf zu stoßen. Für die Nationalsozialisten blieb „Intellektueller“ gleichwohl ein negativ konnotiertes Wort, was für die „Konservative Revolution“ nur mit Einschränkungen gilt. Beim Organ der „seriösesten“ Rechtsgruppe finden sich deshalb auch einige positive, zumindest neutrale Verwendungen.

Das Wort „Intelligenz“ bedeutet einen weiteren Schritt zum positiven Pol, wobei es für die „Konservative Revolution“ schon eindeutig auf die positive Seite gehört. Für die Nationalsozialisten ist es das disponibelste, d.h. je nach Kontext zählt es hier- oder dorthin. Am negativen Pol wurde von der „sogenannten“ Intelligenz gesprochen, am positiven von der „nationalen“, „arteigenen“, „volkseigenen“, „völkischen“ oder „deutschen“. Der äußerste Punkt der positiven Skala wird jedoch auch mit „echter deutscher Intelligenz“ nicht erreicht. Dazu bedarf es Ersatzformeln wie „geistige Arbeiter“, „Männer des Geistes“, „Arbeiter des Geistes“. Am positiven Pol schließlich steht das „geistige Deutschland“. Als Gradmesser für den negativen Gehalt der einzelnen Bezeichnungen fungieren

die Intensität der damit verbundenen Unwerturteile und die Sanktionen, mit denen die zu rechnen hatten, die auf dem Minusteil der Skala erschienen. Robert Havemann etwa wurde 1943 vom Volksgerichtshof als „dekadenter Intellektualist“ zum Tode verurteilt.

#### 4.1.9 „Der Intellektuelle“ – der „undeutsche“ Typ, der Gegner schlechthin

Bei einem Überblick über die bisher aufgeführten Merkmale, so zeigt sich, dass jede Eigenschaft des „Intellektuellen“ dem Negativbild eines typischen „deutschen“ Wesenszuges entspricht: Der „Intellektuelle“ ist „charakterlos“ – „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend“. Der „Intellektuelle“ ist „jüdisch“ – „Der Jude ist der Gegenmensch, der Antimensch.“ Der „Intellektuelle“ als „undeutscher“ Typ par excellence erschien deshalb nicht nur als Widerpart zum „geistigen Deutschland“, sondern zu allen nationalsozialistischen Spitzenwerten, zum „Volk“, zum „Führer“. Die Bestimmung „Gegner der nationalsozialistischen Spitzenwerte“ ermöglichte nun eine gefährliche Ausweitung der Verwendung von „Intellektueller“ durch den Umkehrschluss: Auf der Suche nach universellen Feinden wurde jeder potentielle Gegner zum „Intellektuellen“ deklariert, das Wort wird zum emotionsgeladenen Schimpfwort gegen Widersacher überhaupt. Tatsächlich trat Hitler jedem Widersacher oder Abtrünnigen mit diesem Vorwurf entgegen: Otto Strasser, dem Exponenten des sozialistischen Flügels 1930, dem Berliner SA-Führer Walter Stennes 1931 und dem SA-Chef Ernst Röhm 1934. Selbst die Staboffiziere der Wehrmacht beschimpfte er Anfang 1945 nach dem Fall Warschaus an die Rote Armee als „Intellektuelle“. „Intellektueller“ – das war die universelle Waffe.

## 5 „Intellektueller“ bei den Marxisten

Anders als bei den „Rechten“ liegen die Verhältnisse bei den Marxisten äußerst kompliziert. Was die Nationalsozialisten vom Intellektuellen dachten, weiß man so ungefähr, dagegen habe den größere zeitliche Distanz, oft auch gezielte Geschichtsfälschung das Gedächtnis für die marxistische Sprachverwendung fast gelöscht. Tatsächlich stammt das Schimpfwort „Intellektueller“ aber aus dem Sprachschatz der Marxisten, was Kurt Tucholsky 1931 bestätigt. Wie die Weimarer Republik selbst war also das Wort „Intellektueller“ marxistischem und faschistischem Druck ausgesetzt, und wie der demokratische Staat konnte auch das Wort keine positive Kraft entwickeln. Die immer wieder bestrittene Verwandtschaft linker und rechter Denksysteme zeigt sich besonders bei den Angriffen auf „Intellektuelle“, die sich selten eindeutig einer Seite zuschlagen lassen.

### 5.1 Marxistische Grundströmungen und Gruppenkämpfe

Was die Darstellung des marxistischen Intellektuellenbegriffs so kompliziert macht, ist neben den bereits genannten Faktoren die Zersplitterung der Linken. Anders als die Nationalsozialisten hatten

die Kommunisten in Deutschland keine geradlinige Geschichte: Die Kämpfe zwischen den „rechten“ (reformistischen) und den „linken“ radikalen Kräften innerhalb des Marxismus begannen schon lange vor dem Ersten Weltkrieg. Parallel zum Dresdner Parteitag der SPD, auf dem das Wort „Intellektueller“ ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt wurde, fand in London der Parteitag der russischen Sozialdemokratie statt. Lenin versuchte dort durchzusetzen, dass nur aktive Unterstützer der Partei Mitglied werden könnten, nicht aber Sympathisanten. Er sah zwei große Lager: linke Revolutionäre als zielklare Vorhut der Arbeiterklasse und rechte Opportunisten. Die Auseinandersetzung, die mit einem Sieg Lenins und der Weichenstellung für eine zentralistisch geführte Kaderpartei endete, wurde u.a. mit der Invektive „Intellektuelle“ geführt, die Lenin gegen jene richtete, die sich dem Geist einer solchen Partei nicht völlig ausliefern wollten. Auch nach der Oktoberrevolution gaben Lenin und andere führende Köpfe in Moskau immer wieder Anstöße und Verstärkungen für eine Füllung des Begriffs „Intellektueller“.

Die Umwälzungen des Ersten Weltkriegs ließen in Deutschland statt der zwei großen Lager ein Dreiersystem von rechter SPD, „mittlerer“ KPD und linksmarxistischen Parteien entstehen. Der scheinbare Monolith der SPD zerbrach im Winter 1916/17 in eine die Regierung unterstützende SPD und eine oppositionelle USPD als linke Massenpartei. Nach dem Untergang des Kaiserreiches vereinigte sich letztere im Dezember 1920 mit der aus dem Spartakusbund entstandenen KPD. Wenige Monate nach dem Vereinigungsparteitag spaltete sich im April 1921 die „Kommunistische Arbeiter-Partei Deutschlands“ (KAPD) von der KPD ab. Neben dieser Gruppierung gab es zahlreiche andere Vereinigungen links von der KPD: die „Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalistinnen)“ (FAUD [S]), die „Allgemeine Arbeiter-Union Deutschlands“ (AAUD), die „Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) u.a. Sie lehnten im Gegensatz zur KPD die Teilnahme an Wahlen, die Mitgliedschaft in Gewerkschaften und die leninistische „Parteidisziplin“ ab. Fast jede dieser Gruppierungen zerfiel früher oder später wieder in unterschiedliche „Richtungen“, die die Linksmarxisten bald um ihre anfangs keineswegs schmale Massenbasis brachten. Die Splitterparteien lagen untereinander in Fehde, sie kämpften gegen den bürgerlichen Staat, gegen die SPD und besonders verbittert gegen die KPD. Schon 1920 griff Lenin in den Kampf ein und bezeichnete den Radikalismus der Ultralinken als „Kinderkrankheit“ im Kommunismus.

Die KPD selbst fuhr nach der gescheiterten „Revolution“ einen Rechtskurs, um eine breite „Einheitsfront“ zu Stande zu bringen, musste sich aber auf dem Leipziger Parteitag 1923 gegen linke Attacken zur Wehr setzen. Der anfängliche Erfolg und die Regierungsbeteiligung in Sachsen endeten im Desaster, als die KPD im Oktober 1923 den offenen Aufstand wagte. Auf dem folgenden Frankfurter Parteitag 1924 übernahmen deshalb die Linken Ruth Fischer und Arkadij Maslow die Parteiführung. Ihr scharfer Linkskurs führte zu Wahlniederlagen, politischer Isolierung und Mitgliederschwund. Weil Fischer/Maslow sich auf dem Parteitag 1925 noch im Sattel halten konnten, griff die um ihren Einfluss in Deutschland besorgte Komintern ein. Das Exekutivkomitee der Komintern (EKKI) schrieb einen „Offenen Brief“, der am 1. September 1925 in der „Roten Fahne“ veröffentlicht wurde, und forderte die KPD auf, mehr rechte Arbeiterelemente in die Parteiführung aufzunehmen. Das Ergebnis der breit angelegten Kampagne des Komintern-Vorsitzenden Sinowjew für einen „Neuen Kurs“ war 1925/26 der Sieg Ernst Thälmanns, ein Rechtsruck und der Ausschluss der

linken Fraktionen. Auf dem 12. Parteitag 1929 in Berlin wurden dann auch die „Rechten“ und die „Versöhnler“ ausgeschaltet, und die KPD geriet ganz in die Hand der Komintern, d.h. Stalins.

Zentrales Kampfmittel der Auseinandersetzungen war die Verbalinjurie „Intellektueller“. Die Linksmarxisten wandten sie allgemein gegen die KPD, innerhalb der KPD wurde sie dagegen meist gegen die Ultralinken gerichtet. Die als „Intellektuelle“ beschimpften (rechten) KPD-Protagonisten mussten sich deshalb zur Wehr setzen, ohne sich selbst die Waffe im innerparteilichen Kampf aus der Hand zu schlagen. Ein weiteres Problem der Untersuchung ist, dass die Ultralinken in der KPD kaum für eine weitere Verbreitung des Wortes sorgten, wenn sie die Oberhand hatten. Es traten also „Lücken“ in der Wortverwendung ein, die sich erst schlossen, wenn das Wort als Kampfmittel in einer gewandelten Konstellation gleichsam wiederentdeckt wurde. Die Rechten plädierten zeitweise für einen Verwendungsstopp, um potentielle Unterstützer in der Bevölkerung nicht zu verprellen (s.u.). Die Suche nach einer Kontinuität innerhalb der Diskontinuität scheint deshalb wenig aussichtsreich. Dennoch lässt sich zeigen, dass trotz großer Lücken immer wieder dieselben negativen Wesensbestimmungen das Wort auffüllen und dass diese negativen Merkmale bis zum bitteren Ende der KPD 1933 nachweisbar bleiben. Danach wurde der „Intellektuelle“ als Hauptgegner der Nationalsozialisten automatisch zum Verbündeten der Marxisten. Das marxistische Wortverständnis endete deshalb mit einem fast ausschließlich wohlwollend-neutralen Intellektuellenbegriff. Wichtig für die Darstellung ist im Gegensatz zum Kapitel über den faschistischen Ausdruck „Intellektueller“ ist angesichts der Entwicklung im marxistischen Lager eine Mischung aus historischer und systematischer Darstellung notwendig.

Als Quellen wählt Bering zum einen besonders radikale Strömungen wie die KAPD und ihr Organ, die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung“. Daneben spielt die an die AAU (E) angelehnte Zeitschrift „Die Aktion“ eine wichtige sprachsteuernde Rolle. Als extremste, wenn auch nicht wirkungsmächtige Zeitschrift wird „Die Epoche“, das „Kampforgan des Kommunistischen Rätebundes“ berücksichtigt. Für die KPD untersucht er das theoretische Parteiorgan „Die Internationale“ und das Massenblatt „Die Rote Fahne“ sowie die Tageszeitungen „Die Sozialistische Republik“ und „Der Westfälische Kämpfer“. Innerhalb der folgenden Ausführungen kommen zuerst die peripheren Linksmarxisten und dann die geschichtsmächtigen moskauorientierten Kommunisten zur Wort.

## 5.2 Der soziologisch-schichtenanalytische Begriff

Die Wirrnis, die sich bei der Untersuchung des marxistischen Wortverständnisses ergibt, lässt sich nicht allein mit dem Verweis auf die historischen Lücken erklären. Die Gesamtlösung basiert vielmehr auf der These, dass es im marxistischen Sprach- und Denkraum zwei unterschiedliche Wortfüllungen zu „Intellektueller“ gab; die eine rein soziologisch-klassenanalytischer Prägung, die andere ein bis in die Bedeutungsnuancen standardisiertes Schimpfwort.

Die marxistischen Parteien haben immer wieder die Wissenschaftlichkeit ihrer Auffassung vom gesellschaftlichen Prozess betont, und aus dieser politischen Basis ergab sich die Anforderung, ein in sich schlüssiges System der Gesellschaft auszuarbeiten, als wissenschaftliche Wahrheit auszugeben

und ihre Anhänger darauf zu verpflichten. Genau umgekehrt wie beim Nationalsozialismus galt es also, präzise Definitionen für politische Ziele, gesellschaftliche Gruppen usw. auszuformulieren. Aus dieser Notwendigkeit entstand der sozialologisch-klassenanalytische Intellektuellenbegriff. Bei Marx wurde der Gruppe der „Intellektuellen“ oder der „Intelligenz“ (auch wenn dieses Wort nicht fällt) ein Platz zwischen den großen Klassen der Bourgeoisie und des Proletariats zugewiesen. Verwirrung entstand dadurch, dass es für den Bereich zwischen den Polen – das „Mittelfeld“ – keinen umfassenden Begriff gibt und dass das Wort „Klasse“ nicht einheitlich verwendet wird („rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen“). Auch Karl Kautsky, der das marxistische Bewusstsein nachhaltig geprägt hat, nannte die Intelligenz eine „besondere Klasse“. Die eigentlich systemwidrige Bezeichnung hängt auch damit zusammen, dass die frühen marxistischen Lehrer noch das vorkapitalistische, durch Stände geprägte Gesellschaftssystem kannte und die Reduktion auf zwei alles überragende Blöcke sehr neu war. Aber die Unsicherheit im Wortgebrauch blieb auch, als das Neue im 20. Jahrhundert kommunistische Alltagsweisheit war und obwohl Lenin mit seiner zentralen Streitschrift zum Londoner Parteikongress 1903 Klarheit geschaffen hatte, indem er die „Intellektuellen als eine besondere Schicht der modernen kapitalistischen Gesellschaft“ bezeichnete. In den grundlegenden marxistischen Lehrbüchern der Weimarer Republik wurden die „Intellektuellen“ zwar zu den „Zwischenschichten“ gezählt, aber auch hier tauchten wieder Ausdrücke wie „Mittelklassen“ und „Übergangsklassen“ auf. Letzere Bezeichnung drückte die marxistische Überzeugung aus, dass die Mittelschichten sich nach und nach zersetzen und beiden Klassen zufallen. Trotz der terminologischen Unklarheiten findet sich durchgängig die Anschauung, dass die Intellektuellen ein „Zwischenstück“ zwischen den epoche-charakterisierenden Polen sind. Viel wichtiger als die theoretische Frage „Klasse oder Schicht?“ war allerdings die Frage, wer mit dem Ausdruck „Intellektuelle“ gemeint war.

Auch hier herrschte Unsicherheit: Das „Politische Grundwissen des jungen Kommunisten“ nannte den Intellektuellen einen Menschen, „der auf geistigem Gebiet arbeitet, dessen Beruf in wissenschaftlicher, künstlerischer oder schriftstellerischer Tätigkeit besteht“. Clara Zetkin setzte dagegen „Intellektuelle“ und „Intelligenz“ gleich, d.h. sie bezeichnete damit alle, die mit dem Kopf und nicht mit den Händen ihr Brot verdienen. Dazu zählten gewöhnlich „Privatangestellte und Privatbeamte, Angestellte und Beamte im Staatsdienst, im öffentlichen Dienst und freie Beruhtätige“. Der KP-Funktionär Paul Fröhlicher zählte dagegen 1925 in der SPD „30 000 Intellektuelle, d.h. Juristen, Ärzte, Gelehrte, Studenten, Schriftsteller, Künstler, Ingenieure usw.“. Hier wird also nur ein Teil der von Zetkin aufgeführten Personengruppe „Intellektuelle“ genannt, nämlich die „Freiberufler“. Dafür spricht auch, dass sich häufig Formulierungen finden wie „Beamte und Intellektuelle“ und „große Schichten des Mittelstandes, der Intellektuellen, der Kleingewerbetreibenden, Beamten, Kleinbauern und Arbeiter“. Im „ABC des Kommunismus“ dagegen wurden als Intellektuelle „Professoren, gut bezahlte Advokaten und Schriftsteller, Fabrik- und Werkdirektoren“ aufgeführt, an anderer Stelle auch „Techniker, Ingenieure, Offiziere usw.“. Fabrik- und Werkdirektoren sind nun keine Freiberufler, und sie sind nicht wissenschaftlich, künstlerisch oder schriftstellerisch tätig. Und Offiziere wird man nicht einmal als Kopfarbeiter bezeichnen. „Intellektueller“ erschien sogar parallel auf einer Stufe mit Oberbegriffen wie „Kleinbürger“, „Mittelschicht“ (etwa bei Kautsky) und „Mittelstand“. Umgekehrt wurde er auch gemeinsam mit seinen Unterbegriffen verwandt: „Künstler und

Intellektuelle“, „jedem sympathisierenden Professor, Studenten, Intellektuellen“. Dem Wort „Intellektueller“ waren demnach die scharfen Grenzen völlig genommen, ohne präzise Referenz schwebte es gleichsam in einem durch die beiden großen Pole abgesteckten Raum und konnte sich deshalb nicht gegen eine Pejorisation behaupten.

Das Problem der „Übergangsklassen“ führte zu einer ersten negativen Bedeutungsassoziation. Ursprünglich (bei Marx und Kautsky) war es eine ausgemachte Sache, dass die „Mittelstände“ (also auch die Intellektuellen) ins Proletariat fallen. Tatsächlich wurde diese Erwartung während der Weimarer Republik enttäuscht, so dass man Diagnosen für die „Stabilisierungsphase“ des Kapitalismus entwickelte, nach denen die Übergangsklassen „im Kampf zwischen den beiden großen Klassen hin und her“ schwanken. Diese spezifische Labilität wurde besonders häufig der Intelligenz zugesprochen, der unverlässlichen und wankelmütigen „Mittelschicht der Mittelschicht“. Obwohl weiterhin der Anschluss der Intellektuellen ans Proletariat erwartet und erhofft wurde, behauptete man andererseits, die Intellektuellen seien eine „zuverlässige Schutzgarde des Kapitals“ oder ein „Kommiss der Bourgeoisie“. Die Widersprüchlichkeit dieser Thesen führte zur Unterscheidung zwischen dem subjektiven Bewusstsein und der objektiven Lage der Intellektuellen: Das eine binde ihn an die Bourgeoisie, das andere verbinde ihn mit den ausgebeuteten Schichten. Daraus ergab sich für die KPD die Forderung, der verblendeten Intelligenz die Augen zu öffnen, um nicht auf die automatische Zersetzung der Mittelschichten warten zu müssen. Die aus dieser Festlegung resultierende Taktik hieß Einheitsfront und wurde während der „Mittelstandskampagnen“ von 1923 und 1925 gegen den Widerstand der Ultralinken durchgesetzt.

Abschließend ist festzuhalten, dass sich das Wort „Intellektueller“ einer präzisen Definition entzieht. Gerade die spezifische Unfestigkeit macht es leicht, das Wort mit aggressiver Kraft und mit extremen Emotionen aufzuladen.

### 5.3 Historischer Teil

Zwei Dokumente zeigen leiten den historischen Teil ein. Edwin Hörnles programmatischer Aufsatz „Die kommunistische Partei und die Intellektuellen“ von 1919 beklagt die kapitalistische Trennung zwischen Hand- und Kopfarbeitern und fordert vom Vortrupp des Proletariats (der KPD) Entscheidungshilfen für die ins Proletariat drängenden Intellektuellen: Nur ein kleiner, parasitärer Teil von ihnen stünde auf der Seite der Bourgeoisie. Die übrigen seien für den revolutionären Klassenkampf unentbehrlich, obwohl man sich vor politischen Quacksalbern, die von Versöhnung redeten, schützen müsse. Gegen dieses Konzept entfesselten die Linksmarxisten, die den „Intellektuellen“ ganz auf die Seite der Bourgeoisie schlugen, wilde Polemiken. Das EKKI schrieb der wichtigsten links-marxistischen Partei, der KAPD, deshalb am 20. Juli 1920 einen „Offenen Brief“ und rügte ihre linkssektiererische Haltung und vor allem die Hetze gegen Intellektuelle, ohne dabei „Intellektueller“ als durchgängig positive Bezeichnung zu verwenden. Es lag der eigentümliche Versuch vor, den Intellektuellen zu retten, ohne auf das Schimpfwort „Intellektueller“ verzichten zu müssen – wie bereits oben angedeutet. Eingangs wird die positive Formel „geistiger Arbeiter“ eingeführt, und auf

drei neutrale Verwendungen von „Intellektueller“ folgt der Angriff, hinter der Hetze gegen kommunistische Intellektuelle stünden typisch schwankende Intellektuelle, die aufträten gegen „solche ‚Intellektuelle‘ [...] wie Clara Zetkin, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg“. Die Anführungsstriche zeigen: Kommunistische Führer sind eben keine Intellektuellen. Unter diesem Aspekt sieht man auch in Hörnles neutralem Aufsatz eine gewisse Gewichtung: Er verwandte neben „Intellektueller“ das Synonym „Kopfarbeiter“ und sagte alles Missliche von den Intellektuellen, alles Rühmliche von den Kopfarbeitern. Selbst in Texten also, die den Intellektuellen verteidigen oder für die KPD reklamieren wollten, hatte das Wort „Intellektueller“ einen negativen Klang und wurde durch positive Synonyme wie „Kopfarbeiter“ und „geistige Arbeiter“ ersetzt. Gegen seine Verwendung als Schimpf- und Hetzwort sollte es deshalb keinerlei stabilisierende Widerstandskraft haben.

Diese Verwendung gründete sich zum einen auf die oben dargestellten Gruppenkämpfe, zum anderen auf den allgemeinen Vorwurf, der „Intellektuelle“ sei bloßer Büttel der Bourgeoisie und seine daraus abgeleitete Verantwortung für historische Katastrophen und Entwicklungen: Die Intellektuellen waren die Hauptschuldigen am Ersten Weltkrieg, weil sie's hätten „wissen müssen“. Besonders die Linksmarxisten trugen das mit unglaublicher Schärfe und Obstinate vor. Der Hass auf die Helfershelfer beim großen Völkermorden brachte die Intellektuellen grundsätzlich und unaufhebbar auf die Seite der Bourgeoisie. Sie, „die die Arbeit nicht einmal vom Zuschauen her kennen, schaffen Ideologien, um euch niederzuhalten“. Obwohl das blindwütige Rasen nach 1922 abnahm, blieb der Vorwurf der Kriegshetze im Repertoire. Dafür wurde ein anderer Vorwurf laut, der bis 1933 aktuell blieb: Die Intellektuellen als „Träger des Faschismus“ und „Schöpfer seiner Ideologie“ (Clara Zetkin). Immer wieder als Verantwortliche für die beiden großen Katastrophen der ersten Hälfte des Jahrhunderts benannt, konnte „Intellektueller“ als schlichte Bezeichnung für eine Person aus einer bestimmten Schicht kaum noch konnotationsfrei gebraucht werden.

Hinzu kam, dass der Intellektuelle aus einer ganz anderen Perspektive als der soziologisch-schichtenanalytischen immer wieder als Antityp des Arbeiters dargestellt wurde, was vor allem in den innerparteilichen Gruppenkämpfen zum Tragen kam. Während es außerhalb der Partei (noch) den neutralen Intellektuellen gab, veränderten sich „drinnen“ die Maßstäbe: Gemessen wurde an den Tugenden des Arbeiters, die dem Intellektuellen natürlich fehlten. Die in diesem Kontext negativ konnotierten zentralen Eigenschaften des Intellektuellen wurden zu sprachlichen Kennwörtern geformt, und schlugen im extremsten Fall von charakterisierenden zu definierenden Merkmalen um. Damit begann die ideologiesteuerte Umformung des Begriffsinhaltes.

Im Kampf der marxistischen Gruppen bezogen die reformistische SPD, die linksmarxistischen Parteien und die leninistische KPD gegeneinander Stellung, und auch innerhalb der KPD traten „Rechte“ gegen „Linke“ auf oder man gerierte sich als Verfechter des „richtigen“ Marxismus-Leninismus. In allen Auseinandersetzungen war „Intellektueller“ eine jener Beschimpfungen, mit denen man am tiefsten treffen wollte und konnte. Man griff meist erst auf dem Höhepunkt zu ihr – als typische „Schimpfe in Entscheidungssituation“. Wie bereits erwähnt, benutzte Lenin schon 1903 die Injektive „Intellektuelle“ gegen die opportunistischen Menschewisten. 1920 bezog er – wie das EKKI –

Position gegen die für die KPD bedrohlichen Linksmarxisten und wählte dazu den Vorwurf des „Intellektuellentums“ (dazu s.u.). Nachdem die Linksmarxisten um 1925 ins Sektenhafte abgeglitten waren und der zwischenparteiliche Kampf abflaute, hätte das Abdrängen von „Intellektueller“ ins Schimpfwörterlexikon ein Ende haben können – wenn nicht der Kriegshetzer- vom Faschistenvorwurf abgelöst worden wäre und der zwischen- vom innerparteilichen Kampf, wobei das Schimpfwort hauptsächlich gegen die Parteilinke gerichtet wurde. 1923 bekämpfte der KP-Vorsitzende Heinrich Brandler den Widerstand gegen die „Einheitsfront“ mit dem Vorwurf, die Angreifer seien „Intellektuelle“. Nachdem die Linken Maslow/Fischer die Oberhand gewonnen hatten und wieder von der Spitze verdrängt werden sollten, formulierte der Komintern-Vorsitzende Sinowjew: „Allgemein gesprochen bestand die Linke aus zwei Teilen: aus den guten proletarischen Elementen einerseits und der intellektuellen Gruppe andererseits [...] Die Anmaßung dieser Intellektuellen war, nicht nur die deutsche Partei zu führen, sondern auch die Komintern.“ Die Formel von den „zwei Gruppen“ war bald in aller Munde. Zu diesem Zeitpunkt gab es schon eine etablierte Tradition der Intellektuellenbeschimpfung in der KPD, die mit Bebels Rede 1903 begonnen hatte, und damit auch ein durchgängiges Bewusstsein von dem, was man traditionell mit „Intellektueller“ verband. Eine besondere Situation ergab sich daraus, dass die siegreichen Rechten jeweils im Anschluss an den Machtkampf um die Unterstützung der Mittelschichten, also auch der Intellektuellen, warben. Das führte zu einem abrupten Verwendungsstopp 1923 und 1925. Bei der Entmachtung der „Rechten“ und „Versöhnler“ zugunsten der Moskautreuen 1928/29 spielte das Wort eine deutlich geringere Rolle, dennoch lässt sich zeigen, dass das negative Potential von „Intellektueller“ auch nach den Höhepunkten 1923 und 1925 weiterhin auf Abruf bereit lag.

## 5.4 Das Schimpfwort

### 5.4.1 Intellektuellentum

Lenins Schrift „Die Kinderkrankheit des ‚Radikalismus‘ im Kommunismus“ von 1920 wurde schon kurz nach ihrer Veröffentlichung äußerst populär, auch dadurch, dass sich die Linksmarxisten heftig gegen die Vorwürfe des kommunistischen Führers wehrten. 1925 wurde sie ständig gegen die Ultralinken innerhalb der Partei verwendet, so dass die SPD im September 1925 über die dramatischen Auseinandersetzungen in der KPD in Form einer „Krankengeschichte“ spottete. In dieser weitverbreiteten Schrift also kritisiert Lenin das „Intellektuellentum“ der Radikalen, zu dem auch (wenige) Arbeiter neigen. Damit koppelte er den Intellektuellen ab vom sozio-ökonomischen Status einer Person und schuf ein Wort, an dem ein Syndrom von Vorurteilen festmachen konnte. Es war der Inbegriff aller Eigenschaften, die den „typischen“ Intellektuellen auszeichnen. Von diesem Punkt aus konnte man sich sogar als Intellektueller vom „kurzsichtigen Intellektuellentum“ distanzieren und einen „typischen Intellektuellen“ kritisieren. Es ließen sich spezifische Komposita bilden: „Intellektuellenstandpunkt“, „Intellektuellenmanieren“, „Intellektuellenschrullen“. Vor allem aber konnte man den bestimmten Artikel benutzen und dadurch Äußerungen über Intellektuelle in die

Form einer Allaussage bringen, die Ausnahmen logisch nicht duldet. Welche Züge waren nun konzipierend für das „Intellektuentum“?

#### 5.4.2 Führer (Bonzen)

1924 leitete Oskar Kanehl in der „Aktion“ einen Aufsatz über „Das Intellektuellen-Problem in der Arbeiterbewegung“ so ein: „Das Problem der Intellektuellen ist für die Arbeiterklasse gleichbedeutend mit dem Führerproblem“. Gerade bei den Linksmarxisten mit ihrer ausgeprägten Führerphobie stieß diese Gleichsetzung von „Intellektuellen“ und „Führern“ auf offene Ohren, zumal die AAUD in ihren Richtlinien 1921 die Intellektuellen definiert hatte als diejenigen, „die ihre überlegene Bildung dazu benutzen, das Proletariat zum Tummelplatz und Spielball ihrer eigenen Gedanken und Interessen zu machen“. Die beginnende Ineinssetzung setzte sich aber nicht vollends durch, weil die „Aktion“ besonnenere Intellektuellenartikel publizierte – um den übrigen Linksmarxisten zu beweisen, dass man das Führer- und damit das Intellektuellenproblem überwunden hatte. Allerdings warfen sich die linksmarxistischen Gruppen weiter gegenseitig Führertum durch „Intellektuelle“ vor.

Innerhalb der KPD wurde dieser Vorwurf im Herbst 1925 verwendet gegen die „kleine ultralinke Führergruppe“, die als Intellektuelle par excellence verschrien wurde. Die Auseinandersetzung mit der linken Parteiführung nannte Sinowjew auch resümierend eine „Führerkrise“. Beschimpfungen von „Führern“ lassen sich aber auch zu anderen Zeiten finden: 1920 wettete Sinowjew gegen den rechten Teil der USPD, man müsse „diese ehrwürdigen ‚Führer‘ der Intelligenz in Halle gesehen haben“, „diese verräterischen Führer“. „Intellektueller“ war zweifellos mit „Führer“ als Kennwort gekoppelt, auch wenn die KPD als Kaderpartei zum „Führer“ natürlich ein differenziertes Verhältnis hatte.

#### 5.4.3 Disziplinlosigkeit

Während das vorangehende Merkmal deshalb primär von Linksmarxisten verwendet wurde, wurzelte der Vorwurf der Disziplinlosigkeit in der zentralistischen Parteitheorie Lenins. Ihr Kern war der Gedanke von einer straff aufgebauten Organisation von Berufsrevolutionären als zielklare Vorhut der gesamten Arbeiterklasse. Im Verhältnis zu den Linkskommunisten stieg „Disziplin“ nahezu zur *differencia specifica* auf, die besonders in den Nachkriegswirren hervorgehoben wurde. Und deshalb war es gerade „Disziplinbruch“, den man den oppositionellen Gruppen, besonders den Linken und Ultralinken um 1925, immer wieder vorhielt. Dieses Wort wurde eng mit dem Wort „Intellektueller“ verwoben, wobei man sich auf Lenins Streitschrift gegen die Menschewisten von 1903 berufen konnte: Dort war von einem Konflikt der „Anhänger des bürgerlich-intellektuellen Individualismus [...] mit den Anhängern der proletarischen Organisation und Disziplin“ die Rede. Die „Intellektuellen als besondere Schicht der modernen kapitalistischen Gesellschaft“ seien gekennzeichnet durch „die Unfähigkeit zur Disziplin und Organisation“. Durch häufige Wiederholung

wurde diese Verbindung so gefestigt, dass die Apostrophierung als „Intellektueller“ und der Vorwurf der „Disziplinlosigkeit“ durchaus voneinander entfernt stehen konnten – sie wurden vom Leser zusammengefügt. Die Disziplinlosigkeit blieb auch nach dem Sturz der Linken bis 1933 ein fester Bestandteil des „typischen Intellektuellen“.

#### 5.4.4 Individualismus

Während „Disziplinlosigkeit“ angesichts des Führerhasses der linken Splittergruppen eher ein Vorwurf innerhalb der KPD war, einigten sich beide Lager wieder in der Meinung, „Individualismus“ sei vom „Intellektuellen“ nicht wegzudenken. Die Schärfe dieses Vorwurfs kann man nur im Rahmen einer Ideologie ermessen, die eine Existenz im Kollektiv zum Hochwert erhob. Auch hier wirkte die Durchschlagskraft von Lenins Sprache als Vorbild, der 1903 im bereits erwähnten Zitat gegen „bürgerlich-intellektuellen Individualismus“ wettete. Im Kampf gegen den Trotzismus 1925 (parallel zum Kampf gegen die Linken in der KPD) wurde gehetzt, Trotzki sei „der Typus des mit der Arbeiterklasse nicht verschmolzenen Intellektuellen. Trotzki ist Individualist“. Immer wieder wurde auch der „scharf ausgeprägte Individualismus der Intellektuellen“ mit „Bürgerlichkeit“ verquickt, so dass „der Intellektuelle“ seine bestimmenden Konturen vom Bild „des Bürgers“ bekam. Auf diese Weise wurden zwei Reihen von negativen Konnotationen gebündelt; man vereinigte das negative Potenzial, das der Gegensatz von Hand- und Kopfarbeiter birgt, mit dem dauernd beschworenen Gegensatz von ausgebeutetem Arbeiter und ausbeutendem Bourgeois.

#### 5.4.5 Bildungs-Hochmut

Obwohl die Bildung und Aufklärung der Arbeitermassen ein ursprüngliches Ziel der Marxisten war, richteten sich ihre Angriffe auf die Bildung der Intellektuellen. Bei den Linksmarxisten speiste sich die Wut aus dem Proletkult, der alle bürgerlichen Kulturwerte (also auch Bildung) ablehnte, und den Intellektuellen deshalb einen besonderen „Bildungs-Hochmut“ vorwarf, der sich vorzüglich mit „Führer-Attitude“ und „Bürgerlichkeit“ verbinden ließ. Aber auch im „Offenen Brief“ des EKKI von 1925 war von „Anmaßung“ die Rede, Ruth Fischer wurde „wahnsinniger Selbstüberhebung“ bezichtigt. Clara Zetkin warf den Intellektuellen allgemein die „Pose von Herrenmenschen“ sowie „Feigheit und Dünkel“ vor. Bei diesem Merkmal fällt die große Menge von Wörtern auf, die zu seiner Beschreibung verwendet werden. Anders als bei den bisher genannten Merkmalen lässt sich deshalb kein einzelnes „Kenn-Wort“ ausmachen, das einen unmittelbaren Schluss auf „Intellektueller“ zuließe. Bei Beschimpfungen gegen „Führer“ oder „Individualisten“ war dagegen sofort klar, gegen wen es ging. Dagegen ist die Bildung des „Intellektuellen“ die Verständnisvoraussetzung für ein anderes Merkmal, das sehr wohl ein standardisiertes Kennwort gefunden hat: „fremd“. Dieses Merkmal ist allerdings nur vor dem Hintergrund der anderen hier vorgestellten Vorwürfe zu verstehen und wird daher an den Schluss gestellt.

#### 5.4.6 theoretisch – instinktlos

Wie für die Nationalsozialisten war der Intellektuelle auch für die Marxisten ein „theoretisch-instinktloser“ Typ. Gerade bei einer sich wissenschaftlich verstehenden Ideologie wie dem Marxismus ist der Vorwurf der Instinktlosigkeit oder eine Abneigung gegen Theorien zunächst unverständlich. Aber gerade hier lassen sich Parallelität und Unterschiede zu den nationalsozialistischen Konnotationen gut herausarbeiten. Trotzki's spezifisches Intellektuellentum wurde 1925 so angeprangert: „Weil Trotzki's Theorie abstrakt, wirklichkeitsfremd ist, fehlt bei ihm auch die Einheit von Theorie und Praxis.“ Man unterstellte den Intellektuellen Realitätsblindheit: Der plausible Zwiespalt zwischen Theorie und Durchführung wurde zum Zwiespalt zwischen Theorie und Realität. Nachdem diese Unterstellung etabliert war, musste man „Theorien“ und „theoretisch“ nur in Anführungszeichen setzen, um das Ziel, die „Intellektuellen“, zu markieren. Im Unterschied zu den Nationalsozialisten wandte man sich nämlich nicht gegen Theorie überhaupt, sondern nur gegen die falsche, wobei „richtig“ und „falsch“ oft eine Frage der politischen Machtkonstellation war. Für das „wertlose Theoretisieren“ der Intellektuellen hatte man einen eingespielten Ausdruck: „spintisieren“.

Da nun aber der Marxismus selbst auf einer Theorie beruhte, musste man die Theorieschwäche der Arbeiter auf irgendeine Weise ins Positive wenden. So hielt der Parteivorsitzende Brandler 1923 den Linken entgegen, der Arbeiter habe „bis zu einem gewissen Grade das Gefühl in den Fingerspitzen“, was möglich sei. Die Hilfskonstruktion, mit der der Widerspruch zwischen einer „wissenschaftlichen“ Ideologie und einer wissenschaftlich ungebildeten Arbeiterschaft ausglich, hieß „Klasseninstinkt“, häufig als „gesunder Instinkt“ bezeichnet. Das ist identisch mit der zentralen faschistischen Formel. Auch vom Linksmarxismus liefen Verbindungslinien zum Irrationalismus, auf den auch der Nationalsozialismus baute, und teilweise war es nur ein Schritt bis zu einem starren Anti-Intellektualismus: „Alles natürliche Geschehen in der Menschheitsentwicklung ist instinktiv, niemals intellektuell“ schrieb die „Aktion“ 1919. Um ein völliges Abrutschen in den Irrationalismus zu vermeiden, wählte die „Kommunistische Arbeiter-Zeitung“ Formulierungen wie „der politische Instinkt der bewußtesten Gruppen der Arbeiterklasse“ – man wollte für sich „Bewusstsein“ reklamieren und setzte gleichzeitig auf „Instinkte“. Die Linken verknüpften den Vorwurf der Instinktlosigkeit häufig mit dem Kampf gegen die abgehobenen „Führer“. Die KPD, die anders als die Linksmarxisten offen einen Führungsanspruch als „zielklare Vorhut“ für sich reklamierte, stellte ebenfalls den „guten proletarischen Instinkt“ und die „gute Nase“ der Arbeiter gebührend heraus. Indem die Parteispitzen diesen Instinkt für sich selbst behaupteten, legitimierten sie ihren Führungsanspruch.

#### 5.4.7 Wortschwall-Phraseure

Obwohl die Arbeiterführer oft wegen ihrer Sprache gerühmt wurden, konnte man Wortgewandtheit auch als bildungsbürgerliche Fähigkeit denunzieren und sie gleichzeitig mit dem Vorwurf des „Theoretisierens“ verknüpfen: „Wortemacherpack von Intellektuellen“, „Wortschwall“ usw. Bei der

Debatte über die Organisationsform der Partei (nach Wohngebieten oder nach Betriebsgruppen) wurde dieser Vorwurf besonders wichtig. Die Plädoyers für eine wohnort-bezogene Organisation wurde als typischer Intellektuellentrick diffamiert: Die Intellektuellen wollten sich mit ihren besonderen intellektuellen Fähigkeiten einen Platzvorteil verschaffen, indem sie mit ihren langen Reden die ganze Diskussion beherrschten; während in den Betriebszellen die Arbeiterschaft Platzvorteile habe. Die Einprägsamkeit dieses Vorwurfs garantierte die Kennwörter „Phrase“ und „Phraseur“. Sie zogen ihre besondere Wirkung daraus, dass sie das Verfehlen der Realität und das mühelosen Erreichen der (leeren) Form gleichzeitig aufs Korn nahmen. Durch die Agitation des Komintern-Vorsitzenden Sinowjew 1925 gegen „ultralinke Phrasen“ und „linke Phraseure“ wurden die Kennwörter zur stehenden Formel bei der Verächtlichmachung der Intellektuellen, so dass sie während der Mittelstandskampagnen als Ersatzwörter für „Intellektueller“ erhalten konnten. Noch bis zum Ende der Weimarer Republik blieb die Koppelung von „Intellektueller“ und „Phrase“ erhalten. Sie hatte auch eine lange Tradition: Lenin schimpfte 1903 gegen den „bürgerlichen Intellektuellen [...] , der mit anarchistischen Phrasen prunkt“ und auch 1920 waren ihm die Theorien der Linken vor allem „Phrasen“.

#### 5.4.8 schwankend – krank – opportunistisch

Das Merkmal (und Kennwort) „schwankend“ leitete sich aus der sozioanalytischen Charakterisierung der Intellektuellen als „Übergangsklasse“ her und war als solches zunächst neutral, wurde aber schon bald zur verächtlichen Charakterschwäche umgemünzt. Für Lenin war „der charakterlose und seine Losungen wie das Hemd wechselnde intelligenzlerische Teil der Partei“ die größte Gefahr für die Organisationsdisziplin. Der „schwankende Intellektuelle“ wurde zum stehenden Begriff und bezog sich keineswegs mehr auf die Zwischenstellung zwischen proletarischem und bourgeoisem Pol. Das „Schwanken“ wurde auch als Zeichen einer „inneren Haltlosigkeit“ verstanden und damit als „krankhafte“ Erscheinung. Damit war die Abgrenzung von den „gesunden“ Arbeiterelementen perfekt, wenn es auch an einer gleich stereotypen Bezeichnung für das Krankhafte im Intellektuellen fehlte; er war „dekadent“, „hysterisch“, „halbverfault“, „wurzellos“ oder einfach „krank“. Auch hier wird man – wie schon bei „instinktlos“ – an die faschistische Sprache erinnert. Auf politischem Parkett drückte sich das Schwanken im „Opportunismus“ aus. Keinen Charaktermangel hat Lenin öfter und kräftiger unterstrichen als diesen, oft auch durch enge grammatische Koppelung: „Intellektuellen-Opportunismus“, „opportunistisch-intelligenzlerisch“, „intellektuell-opportunistisch“.

#### 5.4.9 Unglaube – Verneinen

Wie schon beim Vorwurf des „Theoretisierens“ und der „Instinklosigkeit“ scheint „Unglauben“ auf den ersten Blick kein passender Vorwurf in einer sich wissenschaftlich gebenden Ideologie zu sein. Das Wort wurde dementsprechend auch nicht direkt an „Intellektueller“ gekoppelt, um den offensichtlichen Widerspruch von pretendierter „Wissenschaftlichkeit“ und faktischen Hilfskonstruktionen wie „Instinkten“ und „Glauben“ nicht noch zu betonen. Dennoch wurde immer wieder

vom „kleinbürgerlichen Unglauben“ oder dem „Unglauben an die Revolution“ gesprochen. Da aber eine direkte Verbindung zu „Intellektueller“ nicht nachzuweisen ist, kommen wir zum nächsten Merkmal, das wieder einmal an die nationalsozialistische Sprache erinnert: der Intellektuelle als „Neinsager“. Wie im Faschismus, trat dieser Vorwurf besonders in den Entscheidungssituationen auf, in denen der Marxismus auf das Ja möglichst vieler angewiesen war: 1926 hielt man den Ultralinken in der KPD vor, das „ewige Nein- und nochmals Neinrufen“ habe „noch niemanden zu einem Revolutionär gemacht“.

#### 4.4.10 Bündelungen: fremd / wildgewordener Kleinbürger

Zu allen bisher abgehandelten Merkmalen bildet der Arbeiter – in positiver Umkehrung – das Gegenstück. Es gibt nun besondere „Kennwörter“, die gleichsam Summe ziehen. Das eine macht eine charakterisierende Aussage über die Art, wie sich die beiden Antipoden gegenüberstehen: „fremd“. Das zweite zieht die Eigenschaften des Intellektuellen in einem Wortgefüge zusammen, so dass ein charakterisierendes Synonym entsteht: „wildgewordener Kleinbürger“. Der wichtigste Grund für die Klassenfremdheit war der vollkommen andere Bildungshorizont, und sämtliche anderen Punkte leisteten dazu ihren Beitrag. Wenn man nun die Kenn- und charakterisierenden Wörter massiv einsetzte, musste das Wort „Intellektueller“ nicht mehr auftauchen. Damit konnte es in unmittelbarer Nachbarschaft wieder als sozioanalytischer Begriff eingesetzt werden (vgl. „Rote Fahne“ im September 1926). Es liegt also ein Spezialfall jenes Typs vor, der zum Ziel hat, das Wort „Intellektueller“ zu retten, ohne auf die Schimpfe „Intellektueller“ zu verzichten.

Der Ausdruck „wildgewordener Kleinbürger“ hat eine andere Funktion als „fremd“. Er schafft ein Synonym, das die negativen Eigenschaften des Intellektuellen noch enthält, und das in den Mittelstandskampagnen wertvolle Dienste leistete. „Ultralinke“, ebenfalls quasi als Synonym gebraucht, ist dagegen in seiner Verwendungsmöglichkeit zu eingeschränkt. „Kleinbürgerlich“ hatte in der marxistischen Terminologie einen eigenständigen Schimpfwortcharakter, so dass die häufige Verbindung „kleinbürgerliche Intellektuelle“ als Doppelung des Schimpfs empfunden wurde. Nachdem die Verknüpfung etabliert war, genügte meist auch das bloße „Kleinbürger“ oder „Spießbürger“, um den Intellektuellen zu treffen. Jedenfalls hatte man mit dem „(wildgewordenen) Kleinbürger“ ein günstiges Ausweichwort. Auch im Entscheidungsjahr 1933 bezeichnete die „Rote Fahne“ die Nationalsozialisten als einen „Haufen wildgewordener Spießbürger“. Es sei daran erinnert, dass nach marxistischer Theorie der Faschismus vor allem den Intellektuellen zu danken war.

### 5.5 Ideologische Polysemie?

Ideologische Polysemie im Vollsinn liegt erst dann vor, wenn verschiedene ideologische Blöcke nicht nur verschiedener Wertungen der einen Person haben, sondern mittels des einen Wortes sich auch auf verschiedene Personen beziehen. Nach dem Kapitel über die linken Kräfte ist klar, dass dieser Fall vorliegt: Die Marxisten schrieben dem Intellektuellen nicht nur andere Merkmale zu als die Nationalsozialisten, sondern dachten diese negative Kennzeichnung nur noch den Nichtmarxisten und scheinmarxistischen „Führern“ zu. „Die Epoche“ schrieb, der Titel passe „bekanntlich nur

für proletarische Klassenbetrüger, die in der politischen Gewandung sozialreformistischer Berufsführer bewußt das Proletariat zur Sicherung ihrer Existenz benutzen“ – und nicht etwa für gebildete kommunistische Führer wie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Mit dem negativen Intellektuellenbegriff verknüpft war andererseits auch die Forderung nach Umerziehung, nach Auslöschung jener Eigenschaften, die gerade das eigentlich Wesen der Intellektuellen ausmachen: Der Intellektuelle „muß auf seine Individualität, auf seinen Bildungsdünkel verzichten, er muß eine Unmenge falscher Theorien, falscher Vorstellungen aufgeben“. Aus diesem Ansatz ergaben sich zwei deutlich unterschiedene Typen: Intellektuelle mit und Intellektuelle ohne Intellektuellentum. Es lassen sich energische Anstrengungen und deutliche Erfolge bei dem Bemühen feststellen, „Intellektueller“ für den ersten, suspekten Typ zu reservieren. Auf dem 10. Parteitag, den zahlreiche studierte und akademisch geehrte Delegierte besuchten, fand sich dementsprechend nur ein einziger „Intellektueller“ – jeder hielt sich an die von der Partei intendierte (negative) Begriffsauslegung. Natürlich gab es dadurch, dass man für die beiden Typen nur ein Wort hatte, Verwirrung, und häufig wurde in Streitigkeiten zwischen den Wortfüllungen gewechselt.

Neben den beiden Wortfüllungen der politischen Kampfsprache gab es das klassenanalytische Begriffssystem, dessen Intellektuellenbegriff ein sozioanalytischer war. Die meisten neutralen (nie energisch positiven) Verwendungen von „Intellektueller“ gehörten diesem System an. Allerdings war die Terminologie innerhalb dieses Systems so unfest, dass gleitende Übergänge zwischen „Terminus“ und „Schimpfwort“ möglich waren. Genau genommen wurde das „Schimpfwort“ überhaupt erst durch die unklare Terminologie möglich (vgl. Abschnitt 4.2). Am besten zeigt die Unfestigkeit des Begriffs folgender Kommentar aus dem „Vorwärts“ vom 22. September 1925: „Ein Bonze, ein Intellektueller, ist für das Ekki immer der, der anderer Meinung als die Moskauer ist.“

## 6 „Intellektueller“ bei den bürgerlich-demokratischen Humanisten

Anders als in der Dreyfus-Affäre haben die Angegriffenen nicht mit gleicher Energie ein positives Konnotationsfeld aufgebaut. Dem Schimpfwort wurde kein Identifikationsangebot „Intellektueller“ entgegengesetzt. Zunächst werden in diesem Kapitel werden drei exemplarische „opinion leader“ des bürgerlich-demokratischen Lagers vorgestellt: Graf Hermann Keyserling, Alfred Döblin und Ernst Robert Curtius in seiner Auseinandersetzung mit Karl Mannheim. Die Ergebnisse werden dann mit der Masse des zusammengetragenen Materials konfrontiert. Es wird sich zeigen, 1) dass es Tendenzen gibt, auch in der demokratischen Mitte das Wort „Intellektueller“ negativ zu verwenden, 2) dass es an markanten Punkten ganz fehlt und 3) dass die positiven Ersatzwörter „Geistiger“, „geistiger Mensch“ keine Durchschlagskraft entwickeln.

Nicht erst die historische Forschung deckte die Konstellation der Kräfte auf, die der Weimarer Republik den Garaus machten, auch die Zeitgenossen hatten die tödliche Gefahr erkannt. Schon kurz nach der Entstehung des neuen Staates warnte der profilierte Demokrat Prof. Ernst Troeltsch: „Links

wie rechts rechnet man auf die Zertrümmerung der jetzigen Regierung der Mitte.“ Im selben Vortrag machte er den Vorschlag, „eine möglichst große und starke Intelligenzpartei“ zu schaffen, um dies zu verhindern. Dieses Ziel konnte natürlich nur erreicht werden, wenn die Wörter „Intelligenz“ und „Intellektuelle“ gegen negative Besetzungen verteidigt wurden. Aber obwohl man gegen Ende der Weimarer Republik selbst die sprachlichen Mittel und Formeln der Gegner klar erkannt hatte – gerade auch die Hetze gegen „den Intellektuellen“ – gab es wenig Widerstand und zum Schluss nur noch Resignation. Der liberale Spitzenpolitiker Prof. Willy Helpach gedachte am 19. Februar 1933 des Todes von Carl Heinrich Becker, Preußens berühmtem Kulturminister, mit einem düsteren Bild: „Das Bündnis der jungen Republik mit dem Geist ist gelöst. [...] Wissen gilt als Ohnmacht, Vernunft als Schwäche, Intellekt als Zersetzung“. Die Gründung einer „großen und starken Intelligenzpartei“ war misslungen. Obwohl Troeltsch 1920 auch schon die Parallelen zur Dreyfus-Affäre im Kampf um die „Intellektuellen“ erkannt hatte gelang es den Intellektuellen nicht einmal, ihren eigenen Namen zu verteidigen.

Dabei hatte es – trotz der schmalen Personalbasis der demokratisch, liberal und humanistisch gesonnenen Mitte – nicht an profilierten Symbolfiguren gefehlt: Da waren Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, beide Nobelpreisträger, Heinrich Mann und Alfred Döblin. Es gab die „Sektion für Dichtkunst“ in der Preußischen Akademie der Künste als Forum der Schriftsteller. Auch einige Professoren – wenn auch eine Minderheit – stützten die Republik. Allerdings waren zwei der bedeutendsten und aktivsten Hochschullehrer – Max Weber und Ernst Troeltsch – bereits Anfang der zwanziger Jahre gestorben. Ernst Robert Curtius, ein Bonner Romanist, versammelte 1932 eine Reihe engagierter Aufsätze unter dem Titel „Deutscher Geist in Gefahr“. Nur ein führender Kopf aus dem Raume der Universität hat das gesamte Schicksal der Weimarer Republik kommentierend, warnend, mahnend begleitet: Friedrich Meinecke. Am intensivsten in die Politik eingegriffen hat Willy Helpach, Kandidat für das Amt des Reichspräsidenten und Spitzenpolitiker der liberalen „Staatspartei“. Neben den Schriften dieser Persönlichkeiten müssen natürlich – es geht um das Wortverständnis der breiten Massen – auch Publikationen berücksichtigt werden, die allgemeines Bewusstsein im demokratischen Lager repräsentierten. Dazu gehören die politisch-literarische Zeitschrift „Die neue Rundschau“, und die Tageszeitungen „Berliner Tageblatt“ und „Vossische Zeitung“, die wie die „Rote Fahne“ und „Der Angriff“ in der Reichshauptstadt saßen.

## 6.1 Positionen – Definitionen

### 6.1.1 Graf Hermann Keyserling

Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs 1918 waren die Deutschen der äußeren Macht beraubt. „Errettung“ und „Aufbau“ waren gefordert, und neben den Lösungen der Faschisten und Marxisten blieb als dritter Weg die geistige Neugeburt. Setzten schon die Männer der „Konservativen Revolution“ ihre Hoffnungen in diesen Punkt, so waren um so mehr die Vertreter des humanistisch-philosophisch gebildeten Bürgertums aufgerufen. Sie mussten unter Beweis stellen,

dass ihr „Geist“ von überzeitlicher Qualität war und nicht nur vergänglicher Firnis eines vergänglichen imperialistisch-bourgeois Systems.

Die größte Beachtung fanden die Bemühungen Graf Hermann Keyserlings, der 1919 seine Ideen in der Schrift „Was uns not tut. Was ich will“ niederlegte und 1920 die „Schule der Weisheit“ in Darmstadt gründete. Er konstruierte seine Diagnose der Vergangenheit und Gegenwart sowie seine Forderungen für die Zukunft aus zwei Begriffen: „Geist“ und „Seele“. „Seele“ meint den gefühligen Totalbezug der Gesamtperson zur Welt, der in Systemen von ungeprüften „Vorurteilen“ fixiert ist. „Geist“ ist dagegen das Element, das seinem Wesen nach jene schützenden Vorurteilssysteme aufbricht und die „Seele“ aus dem geformten Zustand in einen amorphen drängt. Der Gegenzug der „Seele“ ist die Wiedergewinnung einer neuen „Form“ und dieses Gegeneinander heißt: Geschichte. Der seit dem 18. Jahrhundert sich immer mehr emanzipierende Verstand ist nun mit dem Ende des Weltkrieges zur tyrannischen Herrschaft gelangt und hat die „Seele“ vollkommen erstickt. Anders als der pessimistische Spengler stellt Keyserling diesem „Untergang des Abendlandes“ zwei rettende Grundgedanken entgegen: Eine „neue Synthese von Geist und Seele“ müsse durch Konzipierung neuer Seelenformen auf höherem geistigem Niveau erfolgen und das könne gerade da erwartet werden, wo das Chaos am größten sei: in Deutschland. Obwohl in diesem vielbeachteten Gemisch aus konservativen und fortschrittlichen Ideen Seele und Geist zunächst gleichbewertet erscheinen, wird ein „überwiegendes Gefühlsleben gegenüber einer Hypertrophie des Intellekts [als] das geringere Hindernis“ angesehen. Das terminologische System tendiert in der Sphäre des „Geistes“ zu negativer Konnotation, denn dessen seelenzerstörende Kraft wird am breitesten ausgemalt und am intensivsten dargestellt, wobei als Spezialterminus für diese Kraft „zersetzen“ häufig gebraucht wird. Positiv konnotiert wird der „Geist“ nur in seiner Funktion als Hilfsmittel, das in einen höheren Zustand führen soll. Der neue Führungstyp des Systems heißt dementsprechend nicht „Geistiger“ und schon gar nicht „Intellektueller“, sondern „Weiser“. Damit stand Keyserling in einem sehr misslichen Punkt gegen die „Aktivisten“, die doch in der Figur des „Geistigen“ einen positiven Gegenpol zum „Intellektuellen“ aufzubauen versuchten. Die Bemühungen, in positiven Terminologien attraktive Identifikationsangebote zu schaffen, addierten sich nicht, sondern hoben sich gegenseitig auf. Nur in der negativen Festlegung von „Intellektueller“ zeigte sich Einigkeit.

### 6.1.2 Alfred Döblin

Populärer als Keyserlings leicht versponnene Theorien war Alfred Döblins 1931 erschienenes Buch „Wissen und Verändern“. Sein Ziel war es, die Bildung einer isoliert hochgezüchteten Schicht so abzuflachen, dass eine Bewegung in Richtung „ungebildete Masse“ möglich werde. Seine Analysen, Ratschläge und Empfehlungen wurden von einem zentralen Gedanken getragen: von einer Ortsbestimmung der deutschen „Intelligenz“, die in der Nähe der Arbeiterschaft eine dritte Position beziehen müsse. Diese Position sei „die urkommunistische der menschlichen individuellen Freiheit, der spontanen Solidarität und Verbindung der Menschen“. Jene, die diese bisher leere Position einnehmen sollten, bezeichnete er nicht als Intellektuelle, sondern als „Geistige“. Allerdings hält er seine Terminologie nicht konsequent durch, indem er auch die als „Geistige“ bezeichnet, die in

Gegenwart und Vergangenheit seinen Standpunkt ganz und gar nicht geteilt haben, die unsolidarischen, ignoranten „Geistigen“. Negative und positive Verwendungen des Begriffs durchziehen das ganze Buch. Gleichzeitig führt er Synonymenreihen auf wie „die Gebildeten, die Intellektuellen, die ‚Kopfarbeiter‘, die Geistigen“. Offensichtlich genügt „Geistiger“ bei Döblin den Anforderungen an eine klare und eindeutig positive Bezeichnung nicht, „Intellektueller“ aber noch weniger, weil es entweder nur in Synonymenreihen oder in negativen Zusammenhängen auftaucht. Eine sprachliche Fügung, die ausschließlich positiv verwendet wird, taugte auf Grund ihrer zweiteiligen Form kaum als Fahnenwort und ist zudem ausgesprochen ironieanfällig: „geistiger Mensch“.

### 6.1.3 Ernst Robert Curtius und die „freischwebende Intelligenz

Die bereits erwähnte Schrift „Deutscher Geist in Gefahr“ von Ernst Robert Curtius nannte ein präzises Ziel und auch dessen Verfechter deutlich beim Namen: volles Leben müsse zurückgewinnen „der Geist und sein Träger, der Intellektuelle“. Curtius beschwört vor allem die Universalität des „Geistes“ und geht vor allem gegen die Propagandisten des Irrationalismus vor. Allerdings greift er beispielsweise den Anti-Intellektualismus der „Tat“ ausgerechnet mit dem Wort „Intellektualismus“ an und tadelt ihren Denk- und Schreibstil als typische Ausgeburt „einer durch fortgesetzte Analyse virtuos gewordenen Intellektualität“. Offenbar hiel man auch der Vertreter kulturbürgerlichen Geistes nichts von „Intellektualismus“. Gerade wegen seiner Benutzung als Schimpfwort wäre aber eine durchgängig positive Verwendung von „Intellektueller“ notwendig, um es als Hochwert-Wort zu etablieren: Will man die Gefahr für den deutschen Geist verringern, so darf man seinen Sachwalter nicht ins terminologische Zwielficht geraten lassen. Stattdessen wirft Curtius speziell den deutschen nationalistischen Intellektuellen vor, sich an der „Selbstvernichtung“ des Geistes zu beteiligen. Der radikale Feind und der „Träger des Geistes“ – beide tragen denselben Namen. Während bei Döblin die präzise definitorische Grundlage fehlt, bietet Curtius nicht einmal Ansätze zur Auflösung dieses terminologischen Dilemmas.

Es fällt auf, dass die Bestimmung als „Träger des Geistes“ die einzige positive Verwendung von „Intellektueller“ bei Curtius ist, und dass sie aus einer Auseinandersetzung mit Karl Mannheims „Ideologie und Utopie“ stammt. Mannheim stellt alles politische Erkennen unter Ideologieverdacht und hält den „Intellektuellen“ für den einzigen, der auf Grund seiner Bildung und seiner relativ großen Distanz zu den eigentlichen Klassen die Partikularität der Ideologien durchschauen kann. Er müsse dazu „freischwebend“ sein, was die gelockerte Bindung an Stände, Klasse, Institutionen und die Vogelperspektive auf alle partikularen Ideologien ausdrückt. Curtius sah in dieser Metapher eine Negierung des „universalen Geistes“. Sein Gegenzug lautete: „Das Freischweben ist ein transitorischer Zustand. [...] Wenn der Geist und sein Träger, der Intellektuelle, [...] volles, bestimmtes Leben zurückgewinnen will, wird er irgendwo festwachsen müssen.“ Der Intellektuelle als „Träger des Geistes“ ist hier der Vertreter der „ewigen Wahrheiten“ – entgegen jener These von der ideologischen Gebundenheit aller Erkenntnis. Wäre man auf begriffsgeschichtliche Analyse und nicht in erster Linie auf Sprachverwendung mit besonderer Blickrichtung „Konnotationen“ aus, so ließe sich jetzt zeigen, dass Mannheim und Curtius letztlich gar nicht so weit auseinanderliegen; beide ordnen

den „Intellektuellen“ der „universellen Sphäre“ zu – nur dass diese das eine Mal eher metaphysisch und das andere Mal rein innerweltlich gesehen wird. Unter dem Aspekt der Sprachverwendung dagegen stellt sich Curtius durch die Gleichsetzung des „freien Schwebens“ mit „Entwurzelung“ in die Nähe der faschistischen Kennwörter. Der Bonner Romanist befand sich auch im Gegensatz zu Alfred Döblin, dessen Programm zur Einebnung der elitären Bildung er als „Bildungsabbau“ geißelte. Er selbst hielt daran fest: „Je mehr die Nation Masse wird, um so nötiger sind ihr Eliten“. Diese elitären Anschauungen mussten – selbst wenn Curtius den „Intellektuellen“ durchgehend positiv konnotiert hätte – eine Verbindung mit dem Sprachbewusstsein und Wortverständnis einer breiten Schicht verhindern.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass alle Versuche, in der demokratischen Mitte zu stabilen Gegerminologien zu kommen, scheitern. Sie sind in sich widersprüchlich und ohne Durchschlagskraft, die verschiedenen Ansätze heben sich gegenseitig auf. Speziell Karl Mannheims positiv gemeintes Kennwort „freischwebend“ wurde in der politischen Kampfdebatte – noch schärfer als bei Curtius – rasch durch Ironisierung ins Gegenteil verkehrt. Das System Mannheims war zwar stimmig, aber in seiner Terminologie nicht verteidigungsfähig. Den übrigen genannten Autoren war gemeinsam, dass sie keinen durchgehend positiven Intellektuellenbegriff hatten, außerdem war Döblin zu unklar, Curtius zu elitär und Keyserling zu abgehoben. Bestätigt sich dieses Bild, wenn man die Masse der schon vorgestellten Quellen hinzunimmt?

## 6.2 Der „Intellektuelle“ als Negativ-Figur

Die früh gestorbenen Verteidiger der Republik, Max Weber und Ernst Troeltsch, fanden keine Zeit mehr zur Revision ihrer negativen Bestimmungen. Weber hatte im November 1918 gegen „Tagediebe und Kaffeehausintellektuellen“ geschrieben und den Intellektuellen später „eine ins Leere verlaufende ‚Romantik des intellektuell Interessanten‘ ohne alles sachliche Verantwortungsgefühl“ vorgeworfen. Troeltsch kritisierte „das Mitläufertum der Intellektuellen und der literarischen Bohème mit den Radikalen“. Die Tendenz zum Schimpfwort gab es also auch hier. Wie verhielt sich nun Thomas Mann, der mit seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ eine zentrale Figur für die Geschichte des Schimpfworts war? Er hat trotz seiner deutlichen Wendung zur Demokratie von jeder Rehabilitierung Abstand genommen. Seine Verteidigung gegen den Vorwurf des Verrats, er bleibe bei seiner Gesinnung „deutscher Menschlichkeit“, verhinderte auch eine Revokation seiner früheren Thesen. Allerdings nahm er die Beschimpfung der „Intellektuellen“ als „Zivilisationsliteraten“ nicht nur nicht zurück, sondern brachte noch mehrfach Reservationen gegen den „Intellekt“ zum Ausdruck. So etwa in einem Brief an Graf Hermann Keyserling, dem er zur Gründung der „Schule der Weisheit“ gratulierte: „die unaufhaltsame Anarchisierung und Barbarisierung der Menschenwelt durch den revolutionären Intellekt“. Es genügte nicht, dass er die faschistischen Formeln vom „seelenlos-intellektuellen Westen“ lächerlich machte, da sein eigenes terminologisches Fundament nicht gesichert war. Auch Friedrich Meinecke verwendete das Wort selten und nur negativ, beim liberalen Willy Helpach, sogar bei Alfred Döblin und in der „Neuen Rundschau“, überall in der sogenannten bürgerlich-humanistischen Mitte finden sich immer wieder negative Verwendungen.

### 6.3 Positive Versuche: „Intellektueller“, „Geistiger“, „geistiger Mensch“

Nur an zwei Stellen wurde tatsächlich versucht, das Wort „Intellektueller“ positiv zu füllen: 1919 schrieb Hugo Ball in seinem Buch „Zur Kritik der deutschen Intelligenz“ über die Zustimmung zum Ersten Weltkrieg, „93 Intellektuelle bewiesen durch ein bombastisches Manifest, daß sie als Intellektuelle nicht mehr zu zählen sind“. Ähnlich entschieden äußerte sich Heinrich Mann: „Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist.“ Intellektuelle werden hier definiert als Widerpart der Herrschenden. Die folgenden Jahrzehnte waren aber weit davon entfernt, diesen „machtkritischen“ Ansatz konsequent zu verfolgen und sprachlich durch Kennwörter und positive Konnotationen verteidigungsfähig zu machen. Man wich auf Ersatzbegriffe aus. Sogar Heinrich Mann, der als Einziger das Wort „Intellektueller“ durchgehend positiv verwendet, benutzt 1928 in einer wichtigen Rede vor der „Sektion für Dichtkunst“ in der Preußischen Akademie das Wort „Geistige“. Den „Geistigen“ spricht er jene Machtdistanz und den Gegensatz zu der politisch mächtigen Wirklichkeit als Verfechter der „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ zu. Kurz darauf spricht er aber von „jenen Geistigen, die sich ihr (der politisch mächtigen Wirklichkeit) unterwerfen“. Wie bei Curtius und Döblin muss das Wort „Geistige“ auch erhalten als Bezeichnung derer, die der intendierten Definition nicht entsprechen. Offenbar gab es im politischen Vokabular der bürgerlich-liberalen Mitte eine Leerstelle: Eine exklusive Bezeichnung für den Vertreter des handlungsorientierten, positiven Geistes fehlte.

Trotz des Mangels an terminologischer Geradlinigkeit hätte „Geistige“ angesichts der Bemühungen gerade Heinrich Manns und Döblins zum Fahnenwort werden können – wenn dieses Ersatz-Wort nicht häufig ohne Not negativ, als Synonym zum Schimpfwort „Intellektueller“ gebraucht worden wäre. Einbußen erlitt die Reputation zunächst durch abträgliche Antithesen von „Geistigen“ und „Politischen“ bei Döblin, oder den Rangunterschied zwischen „bloß Geistigen“ und „Menschenbildnern“ bei Stefan Zweig. Für den „Intellektuellen“ waren aber jene Antithesen folgenschwer, die die „Geistigen“ auf seine Kosten rühmten – eine Tradition, die die Aktivisten begründeten: „Geistige sind Erlöser [...] Intellektuelle sind ... nichts.“ Das Endprodukt aller dieser widerstrebenden Kräfte ist ein komplettes Durcheinander. Zur Verteidigung wurden in einem Leserbrief offenbar wahllos Wörter genutzt – „nichtfaschistische Intelligenz“, „Kopfarbeiter“, „Geistige“, „Künstlerblock“ – nur der „Intellektuelle“ fehlte ganz. Der bereits erwähnte letzte Ersatzversuch, „geistiger Mensch“, findet sich zwar häufig bei den Gebrüder Mann, bei Döblin, bei Curtius und in den Zeitungen, und sie wird eindeutig positiv verwendet. Es blieben aber die Schwächen: Die Fügung wurde als Synonym zum „Intellektuellen“ verwendet oder drückte durch ihre Spitzenstellung den „Intellektuellen“ auf die Negativskala. Im ersten Fall fehlt es an hermetischer Abdichtung von der negativen Sphäre; der zweite Fall unterstützt wieder die Festschreibung des Schimpfwortes. Zudem eröffneten alle Abkömmlinge des Wortes „Geist“ durch ihre Kontrastierung mit „Materie“ alle Möglichkeiten der Ironie, denen „Intellektueller“ vielleicht weniger ausgesetzt gewesen wäre.

#### 6.4 Summarische Auswertung

Die summarische Auswertung stützt sich nicht auf absolute Zahlenwerte, aber das ist auch nicht notwendig, denn es geht um herrschende Tendenzen. Von 24 Belegen für „Intellektueller“ sind nur 29 als positiv zu werten, das sind keine 12%. Dagegen stehen – auch im Raum der demokratisch-humanistischen Mitte – 78 negative Belege also runde 31%, während man den verbleibenden Rest von 58% (142 Belege) als „neutrale“ Verwendungen bezeichnen kann, die nur identifizieren sollten. Es gibt trotz einiger Zweifelsfälle keinerlei Aussichten, den hier vornehmlich interessierenden positiven Bestand so weit hinaufzutreiben, dass sich das Gesamtbild oder das Gesamturteil verändern könnte: Die Demokraten der Mitte haben sich den erfolgreichen Anstrengungen der Linken und Rechten, das Wort „Intellektueller“ negativ zu besetzen, nicht entgegengeworfen. Zu solcher Gegenwehr hätte es nicht nur einer immer wiederholten diffusen positiven Festlegung bedurft, sondern den Ausbau eines gleich starken Assoziationsfeldes. Gerade Belege mit potentiellen Kennwörtern sind aber äußerst selten („liberal“, „absolut“, „pazifistisch“, „Heroismus“). Alle anderen positiven Aussagen werden in weniger einprägsamen grammatischen Strukturen geboten. Zu diesem Mangel passt, dass sich keine einzige Stelle finden – abgesehen von einer Stelle in der „Neuen Rundschau“ 1931, Otto Flake nennt sich dort nebenbei Intellektueller – lässt, wo einer tatsächlich demonstrativ, freimütig und stolz bekannt hat, er sei ein Intellektueller.